

**D**as Anliegen der Buchreihe BIBLIOTHEK DER PSYCHOANALYSE besteht darin, ein Forum der Auseinandersetzung zu schaffen, das der Psychoanalyse als Grundlagenwissenschaft, als Human- und Kulturwissenschaft sowie als klinische Theorie und Praxis neue Impulse verleiht. Die verschiedenen Strömungen innerhalb der Psychoanalyse sollen zu Wort kommen, und der kritische Dialog mit den Nachbarwissenschaften soll intensiviert werden. Bislang haben sich folgende Themenschwerpunkte herauskristallisiert:

Die Wiederauflage lange vergessener Klassiker der Psychoanalyse – beispielsweise der Werke von Otto Fenichel, Karl Abraham, Siegfried Bernfeld, W. R. D. Fairbairn, Sándor Ferenczi und Otto Rank – soll die gemeinsamen Wurzeln der von Zersplitterung bedrohten psychoanalytischen Bewegung stärken. Einen weiteren Baustein psychoanalytischer Identität bildet die Beschäftigung mit dem Werk und der Person Sigmund Freuds und den Diskussionen und Konflikten in der Frühgeschichte der psychoanalytischen Bewegung.

Im Zuge ihrer Erabilierung als medizinisch-psychologisches Heilverfahren hat die Psychoanalyse ihre geisteswissenschaftlichen, kulturanalytischen und politischen Bezüge vernachlässigt. Indem der Dialog mit den Nachbarwissenschaften wieder aufgenommen wird, soll das kultur- und gesellschaftskritische Erbe der Psychoanalyse wiederbelebt und weiterentwickelt werden.

Die Psychoanalyse steht in Konkurrenz zu benachbarten Psychotherapieverfahren und der biologisch-naturwissenschaftlichen Psychiatrie. Als das ambitionierte unter den psychotherapeutischen Verfahren sollte sich die Psychoanalyse der Überprüfung ihrer Verfahrensweisen und ihrer Therapieerfolge durch die empirischen Wissenschaften stellen, aber auch eigene Kriterien und Verfahren zur Erfolgskontrolle entwickeln. In diesen Zusammenhang gehört auch die Wiederaufnahme der Diskussion über den besonderen wissenschaftstheoretischen Status der Psychoanalyse.

Hundert Jahre nach ihrer Schöpfung durch Sigmund Freud sieht sich die Psychoanalyse vor neue Herausforderungen gestellt, die sie nur bewältigen kann, wenn sie sich auf ihr kritisches Potenzial besinnt.

Jean Laplanche

## **Sexual**

### **Eine im Freud'schen Sinne erweiterte Sexualtheorie**

Übersetzung aus dem Französischen von Udo Hock,  
Anna Koellreuter, Bettina Lindofer, Peter Passett,  
Jean-Daniel Sauvant, Bernd Schwibb und Elke Wolff

Herausgegeben und mit einem Vorwort versehen  
von Udo Hock und Jean-Daniel Sauvant

**BIBLIOTHEK DER PSYCHOANALYSE**  
**HERAUSGEGEBEN VON HANS-JÜRGEN WIRTH**

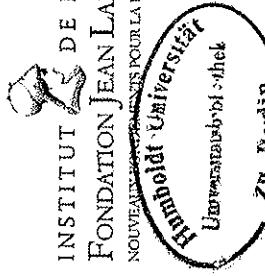
Psychosozial-Verlag

MS 2850 43A4

# Inhalt

Tiré de l'Originalausgabe:  
*Sexual. La sexualité élargie au sens freudien. 2000–2006*  
© Presses Universitaires de France, 2007  
(»Quadrige«)

Die Übersetzung des vorliegenden Buches wurde durch eine Zuwendung  
der Fondation Jean Laplanche finanziert.



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnete diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Deutsche Erstveröffentlichung  
© 2017 Psychosozial-Verlag  
Wahlstr. 10, D-35390 Giessen  
Fax: 06 41 - 96 99 78 - 18; Fax: 06 41 - 96 99 78 - 19  
E-Mail: [info@psychosozial-verlag.de](mailto:info@psychosozial-verlag.de)  
[www.psychosozial-verlag.de](http://www.psychosozial-verlag.de)

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgend einer Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung  
des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,  
vervielfältigt oder verbreiter werden.  
Umschlagabbildung: Jean Laplanche, Paris, 5. Mai 1994 © Mélanie Gribinski,  
www.melaniegribinski.com  
Umschlaggestaltung & Innenlayout nach Entwürfen von Hanspeter Ludwig, Wetzlar  
Satz: metiFec-Software, me-i GmbH, Berlin  
ISBN 978-3-8379-2301-8

<b>Vorwort der Herausgeber</b>	7
<b>Vorbemerkung</b>	15
I <b>Trieb und Instinkt</b>	17
II <b>Sexualität und Bindung in der Metapsychologie</b>	33
III <b>Traum und Mitteilung:</b> Muss man das siebte Kapitel neu schreiben?	53
IV <b>Gegen den Strom</b>	77
V <b>Ausgehend von der</b> <b>anthropologischen Grundsituation</b>	89
VI <b>Das vielfältige Scheitern der Übersetzung</b>	101
VII <b>Verschiebung und Verdichtung bei Freud</b>	115
VIII <b>Das Sexualverbrechen</b>	121
IX <b>Gender, Geschlecht und Sexual</b>	137

111349 · 16.03.09

X	<b>Drei Bedeutungen des Wortes »unbewusst« im Rahmen der Allgemeinen Verführungstheorie</b>	173
XI	<b>Für Psychoanalyse an der Universität</b>	191
XII	<b>Intervention in einer Debatte zwischen Daniel Widlöcher und Jacques-Alain Miller: »Die Zukunft der Psychoanalyse«</b>	197
XIII	<b>Ebenen des Beweises</b>	203
XIV	<b>Die Drei Abhandlungen und die Verführungstheorie</b>	215
XV	<b>Freud und die Philosophie</b>	229
XVI	<b>Wie ich mit Freud umgehe</b>	235
XVII	<b>Psychoanalyse und Psychotherapie</b>	239
XVIII	<b>Inzest und infantile Sexualität</b>	245
XIX	<b>Kastration und Ödipuskomplex als Codes und narrative Schemata</b>	261
	<b>Literatur</b>	269
	<b>Personenregister</b>	275

## Vorwort der Herausgeber

Der deutsche Titel dieses Buches – *Sexual* – ist nichts anderes als die Wiedergabe der französischen Ausgabe. *Sexual*, Jean Laplanche selbst hat in der nachfolgenden Vorbermerkung die Wahl dieses französischen Neologismus kurz begründet und dabei auf den überragenden Einfluss Freuds für diese terminologische Entscheidung hingewiesen. Im Vorg riff darauf möchten wir zunächst die Unterscheidung zwischen »sexual« und »sexuell« innerhalb der deutschen Sprache beleuchten. Wie der Duden verrät, stammt »sexual« von dem spätrömischen Wort »se xualis« ab, »sexuell« hingegen ist romanischer Herkunft. Ein Unterschied in der Bedeutung lässt sich aber kaum ausmachen, zu beiden Wörtern findet man die Angaben »die Sexualität betreffend« oder auch »geschlechtlich«; sie gel ten dort gleichsam als Synonyme. Sie gehören zu der Wortgruppe (wie z.B. auch »hormonal«/»hormonell« oder »emotional«/»emotionell«), deren Wort stamm sowohl mit »al« als auch »ell« gebildet werden kann, ohne dass daraus ein inhaltlicher Unterschied ableitbar wäre; genauso gibt es Beispiele mit inhaltlichem Unterschied (»ideal«/»ideell«, »rational«/»rationell« usw.). Für das Verständnis der Termini »sexual«/»sexuell« ist nun zunächst einmal wichtig, dass sie bei Freud in zentralen Kontexten gerade nicht »geschlechtlich« bedeuten, sondern einen viel weiter gefassten Begriff von Sexualität meinen, der insbesondere die infantile Sexualität mit einschließt. Laplanche hat darauf zum Beispiel in *Traduire Freud* unter dem Stichwort »sexuel« hingewiesen, wo er die Terminologie für die neue französische Übersetzung der *Gesammelten Werke Freud* und insbesondere die unterschiedliche Übersetzung von »sexual«/»se xuell« einerseits und »geschlechtlich« andererseits begründet (Bourguignon et al., 1989, S. 139f., aber auch im vorliegenden Band S. 138f.). Damit kommen wir zum Unterschied in der Verwendungswweise von »sexual« und »sexuell«, die

# I. Trieb und Instinkt<sup>1</sup>

(2000)

Kurz, »sexual« ist nicht ganz das, was man glaubt. Es ist sehr viel komplexer, verträumter auch, zuweilen in kaum formulierten Fantasien verborgen. Obschon nicht alle Texte des vorliegenden Bandes von diesem Thema handeln, habe ich doch mit diesem etwas eigenartigen, aber von Freud entlehnten Terminus die in der Psychoanalyse geltende Vorherrschaft einer einzigartigen und spezifischen »Spielart« von Sexualität berufen wollen, die den Kern der Begriffe »Trieb«, »Unbewusstes« und sogar »Todestrieb« bildet: einer Sexualität, die – zumindest in der Kindheit – irgendeine Region oder Funktion des Körpers, ja ganz allgemein jede Aktivität, in eine »erogene Zone« verwandeln kann.

Es wäre jedoch einseitig, die erweiterte Sexualität auf das polymorph perverse Sexuale des Kleinkindes zu reduzieren.

Diese anarchische Sexualität, deren Schicksal manchmal dem »sexuellen Todestrieb« nahestehst, kennt auch ein anderes, stabilisierendes Schicksal, das Freud als »Triebverzicht« bezeichnet hat. Der Weg des Verzichts ist nicht rein negativ. Es ist der Weg der Bindung in der Genitalität und noch allgemeiner der Weg der Sublimation, das, was Freud den »Eros des göttlichen Plato« nennt, welcher nichts weniger als erotisch ist. Wir haben im vorangegangenen Band im Text »Sublimierung und/oder Inspiration«<sup>2</sup> kurz davon gesprochen. Es schien mir wichtig, an dieses Schicksal, welches bellebe nicht immer konformistisch ist, zu erinnern.

## Unterscheidungen, Gegensätze, Anlehnungen und Überschneidungen

Obwohl anlässlich eines Kolloquiums über das Thema »Homosexualität und Adoleszenz«<sup>2</sup> gehalten, ist dies keineswegs ein Vortrag eines Spezialisten der Adoleszenz. Es geht ungefähr darum, den Boden zu bereiten für eine ganze Reihe von Vorannahmen – was übrigens sehr schwierig ist. Also um eine Klärstellung; und eine Klarstellung ist in unserer Disziplin zunächst und notwendigerweise eine Katharsis. Derer die Psychoanalyse dringend und auch immer wieder bedarf. In seiner großen Gedankenfreiheit und auf seine mitunter auch recht gewinnende Art vergleicht Stoller die aktuelle psychoanalytische Theorie mit dem Pantheon des kaiserlichen Roms, in dem die Tempel der Isis und des Jupiters, einige Kirchen aus den Anfängen (des Christentums), die Tempel der Mithra usw. nebeneinanderstanden. Genauso figt man in der Psychoanalyse kleine Tempel hinzu, ein besonderes Stadthaus, ein zusätzliches Häuschen auf dem Freud'schen Forum, ohne sich nur im Geringsten um ihre Verbindung zu kümmern. Eine Prise Symbolisches, ein Schälichen Anlehnung, eine Nuss Negatives, eine kleine Dosis Verführung, ein Spross Transitorialität, ohne sich darum zu kümmern, worauf man baut, noch womit man Verbindungen eingeht.

<sup>1</sup> Erschienen in der Zeitschrift *Adolescence*, 18/2000(2), 649–668 [Eine erste deutsche Fassung erschien 2003 in: *Forum Psychoanal.*, 19, 18–27].

<sup>2</sup> Kolloquium vom 15. Januar 2000 bei der UNESCO, das von der Zeitschrift *Adolescence* organisiert wurde.

<sup>2</sup> [Titel eines bisher nicht auf Deutsch übersetzten Textes aus Laplanche, 1999; A.d.U.]

1. Das Denken lässt sich nur in den Unterscheidungen klar verorten, selbst wenn dies geschieht, um anschließend Übergänge herzustellen. Das vorliegende Thema macht nun Unterscheidungen auf höchstem Niveau erforderlich. Ich übernehme die Formulierung aus dem Artikel von Chiland (1989) in der Nummer »Homosexualität« der Zeitschrift *Adolescence*: »Eindeutig sein im Gebrauch der Terminik«; und ebenso als Widerhall der Schlussfolgerung von Bergeret: Zwischen Homosexualität und Homoerotik unterscheiden.<sup>3</sup> Ich hätte genauso gut die Dreiteilung Genus – Geschlecht – das Sexuelle zu Hilfe nehmen können, da sie mir heute genauso wesentlich erscheint. Das hebe ich mit, zusammen mit der Einführung des Begriffs »Genus«, für ein anderes Mal auf, denn, um ganz kurz daran zu erinnern, Freud variiert in der ursprünglichen Formel für die Homosexualität, »Ich (ein Mann) liebe ihn, den Mann«, alle Ausdrücke außer dem ersten, »ich ein Mann«.

Ich werde ein wenig über »Übersetzung« und »Terminologie« nachdenken, ein wenig über »Begriffe«, aber auch viel über die Realität, wie sie von der Psychoanalyse aufgefasst wird. Indes durchzieht das Begriffs- und Übersetzungsproblem seit fast 80 Jahren unsere psychoanalytische Welt. Es durchzieht sie und schafft Verwirrung, die allerdings auch im Realen anzutreffen ist. Oder wie ich gerne leicht ironisch sage: »Die Theorie-Genese wiederholt die Ontogenese.«

Gehen wir also vom Elementarsten aus. Der Übersetzung des Freud'schen Wortes *Trieb* [i. O. deutsch] durch »instinct«. Es ist dies die ursprüngliche Übersetzung von Strachey in der bereits rechte alten englischen Ausgabe. Im Französischen gibt es also die Übersetzung durch »instinct«, oder wie Marie Bonaparte in einem Atemzug sagt und dabei Äpfel und Birnen vermischt: »pulsion ou instinct«. Es geht nicht um die Frage des Purismus oder der automatischen Übersetzung. Ich möchte daran erinnern, dass das Deutsche für eine Ummenge von Begriffen über zwei Wörter verfügt: das eine lateinischen, das andere germanischen Ursprungs. So besitzt es etwa für »conception« sowohl *Auffassung* [i. O. deutsch] als auch *Konzeption* [i. O. deutsch]; für »morale« besitzt es sowohl *Sittlichkeit* [i. O. deutsch] als auch *Moralität* [i. O. deutsch]. Diese Wörter sind häufig analog abgeleitet, das eine vom Lateinischen oder von romanischen Sprachen und das andere von germanischen Wurzeln. Der deutsche Sprecher kann nun wählen, ob er sie wie zwei reine Synonyme verwendet oder sich den Unterschied aneignet, ihn erweitert und daraus einen begrifflichen Unterschied macht. Doch selbst wenn er sie ganz unterschiedlich benutzt und vereinahmt, bleibt die

Gefahr des neuzeitlichen Zusammenfallens immer gegenwärtig. So verhält es sich mit *Trieb* [i. O. deutsch], den ich von nun an durch »pulsion« übersetzen werde, und *Instinkt* im Deutschen [i. O. deutsch], das ich durch »instinct« im Französischen wiedergeben werde.

Sagen, was es bei Freud damit auf sich hat: Unterscheidet er die zwei Ausdrücke oder Begriffe? Jedenfalls verbinder er sie nie, stellt sie nie gegenüber oder hat sie je wirklich miteinander verglichen. Und wir werden seine Zweideutigkeiten anlässlich des *Triebes* [i. O. deutsch] noch sehen. Das, was den *Instinkt* [i. O. deutsch] anbelangt, gehört dagegen zum Klarsten überhaupt. Es ist ein Ausdruck, den er zwar selten, jedoch immer gleich verwendet, sehr häufig mit Bezug auf den Instinkt der Tiere. Ich zitiere aus dem Kopf: »Fallst es beim Menschen etwas den Instinkten der Tiere Analoges gäbe, so wären das die Urfantasien« (man sieht Analoges gäbe).<sup>4</sup> Oder auch »beim Menschenjungen fehlen die meisten der dem Tier eigenförmlichen Überlebensinstinkte«.

Die für unser heutiges Thema anregendste Passage entstammt dem Fall von weiblicher Homosexualität. Es handelt sich hierbei um einen Vater, der seine Tochter in die Analyse bringt, übrigens nicht ohne Misstrauen. Hier also die Passage genau: Er hätte nicht sagen können »wenn es etwas den Trieben der Tiere Analoges gäbe«.<sup>5</sup> Oder auch »beim Menschenjungen fehlen die meisten der dem Tier eigenförmlichen Überlebensinstinkte«.

»Die Homosexualität seiner Tochter hatte etwas, was seine vollste Erbitterung weckte. Er war entschlossen, sie mit allen Mitteln zu bekämpfen; die in Wien so allgemein verbreitete Geringschätzung der Psychoanalyse hielt ihn nicht ab, sich an sie um Hilfe zu wenden. Wenn dieser Weg versagte, harter er noch immer das stärkste Gegennatral im Rückhalt; eine rasche Verheiratung sollte die natürlichen Instinkte des Mädchens wachrufen und dessen unnatürliche Neigungen ersticken« (Freud, 1920a, S. 274).

Sie erkennen den Gegensatz: die »Instinkte« (es handelt sich unzweifelhaft um den *Instinkt* [i. O. deutsch] und nicht den *Trieb* [i. O. deutsch]). Es geht um ein junges Mädchen, dessen Pubertät kaum vorbei ist. Eine schnelle Heirat soll endlich den natürlichen Instinkt (die Komplementarität würde Gurton's sagen)

<sup>4</sup> »Wir erfahren, daß unsere Kinder in einer Anzahl von bedeutsamen Relationen nicht so reagieren, wie es ihrem eigenen Erleben entspricht; sondern instinkthaft, den Tieren vergleichbar, wie es nur durch phylogenetischen Erwerb erklärtlich ist« (Freud 1939a, S. 241). A.d.U.

<sup>5</sup> Philippe Gutton, Psychiater und Psychoanalytiker, Begründer der Zeitschrift *Adolescence*, in welcher der vorliegende Text erstmals publiziert wurde; A. d. Ü.]

<sup>3</sup> Vgl. eine zweite Nummer der Zeitschrift *Adolescence*, die der Homosexualität gewidmet ist und 2001 erschienen ist.

wiedererwecken und die »Neigungen«, das heißt die nicht natürlichen *Trieb* [i. O. deutsch], ersticken.

Man erkennt, wie schädlich eine Vereinheitlichung – unter dem Banner des Instinkts – den beiden Ausdrücke ist. Ausgehend von Strachey und Marie Bonaparte findet man durchgehend, sogar in Frankreich, diese allgemeine Verwirrung auf der Ebene der Sprache und der des Gebrauchs, den Freud davon macht.

Die Vereinheitlichung unter dem Banner des Triebes ist jedoch nicht weniger gefährlich. So bei Lacan, den ich zitiere: »Freud hat niemals das Wort Instinkt geschrieben« (Lacan, 1966, S. 837). Von da aus nimmt der Trieb das ganze Feld in Besitz; übrigens als »Abdrift« (i. O. *dérive*) interpretiert, und zwar mithilfe eines vom englischen Wort *drive* ausgehenden Wortspiels, denn von nun an gilt: »alles-ist-Abdrift«, »alles-ist-Trieb«. Doch von wo geht die Abdrift aus? Wenn der Trieb nicht vom Instinkt aus abdrifft, wie kann man dann sagen, dass er abdrifft?

Auch bei Freud gibt es ein Zusammenfallen. Seit 20. ja 30 Jahren habe ich unzählig darauf beharrt. Es gibt ein *Zusammenfallen* des Triebes mit dem Instinkt, oder manchmal auch eine Art von Mischung: Trieb-Instinkt. Als ein Beispiel, das diese Verwirrung – neben der Unterscheidung – anzeigen, möchte ich erwähnen, dass Freud niemals gegen die Übersetzung von Strachey protestiert hat und dass er nur selten, vielleicht sogar nie den Gegensatz thematisiert. Die klarste Thematisierung geschieht in der berühmten Textstelle zu Beginn der *Drei Abhandlungen*, die ich gleich erwähnen werde. Das Wort »Instinkt« wird zwar nicht genannt, doch ist es unzweifelhaft im Umkreis dessen gegenwärtig, was Freud eine »populäre Meinung von der Sexualität« nennt.

Hier nun die entscheidende Textstelle:

»Die populäre Meinung macht sich ganz bestimmte Vorstellungen von der Natur und den Eigenschaften dieses Geschlechtstriebes. Er soll der Kindheit fehlen, sich um die Zeit und im Zusammenhang mit dem Reifungsvorgang der Pubertät einstellen [alle Worte sind wichtig], sich in den Erscheinungen unwiderstehlicher Anziehung äußern, die das eine Geschlecht auf das andere ausübt, und sein Ziel soll die geschlechtliche Vereinigung sein oder wenigstens solche Handlungen, die auf dem Wege zu dieser liegen. Wir haben aber allen Grund, in diesen Angaben ein sehr ungerechtes Abbild der Wirklichkeit zu erblicken [...]. Der populären Theorie des Geschlechtstriebes entspricht am schönsten die poetische Fabel [ich erinnere daran, dass dies die berühmte Fabel von Aristophanes ist] von der Teilung des Menschen in zwei Hälften – Mann und Weib –, die sich in der Liebe wieder zu vereinigen streben« (Freud, 1905d, S. 33f.; A.d.A.).

Es ist dies eine grundlegende Textstelle für unser Thema, die allerdings ihre wahre Entknörting erst in der Unterscheidung Trieb/Instinkt findet. Jedoch, trotz der *Drei Abhandlungen*, trotz einer wahrhaftigen Abdrift (ich greife diesen Ausdruck wieder auf), die er für die infantile Sexualität vorschlägt, lässt Freud unaufhörlich den Trieb mit einem Instinktkmodell zusammenfallen. Ich werde hier nicht noch einmal die umfassenden Ausführungen aufgreifen, die ich unternommen habe, um dies in »Die biologisierende Verirrung der Sexualität<sup>6</sup> zu zeigen. Wir werden übrigens zum Teil darauf zurückkommen. Ich werde lediglich zwei Andeutungen machen:

Das Modell von der Herabsetzung der Spannung und der *Homöostase* ist ein Instinktkmodell. Dieses Modell ist bei Freud allgegenwärtig; seit seinen ersten Texten über die »Aktualneurosen«, in denen er davon eine sehr genaue mechanistische Version liefert, bis zu »Trieben und Triebschicksale«.

Andererseits findet sich der *Mythos von Aristophanes*, derjenige der *Komplementarität*, rehabilitiert durch die Theorie der »Lebenstriebe«, von denen man möglicherweise zu Recht denken könnte, dass sie literlich »Lebensinstinkte« sind. Betrachten wir, wie Freud 15 Jahre später den Mythos des Aristophanes wieder aufgreift, doch dieses Mal nicht, um ihn zu kritisieren, sondern im Gegenteil um ihn mit Bezug auf den »Lebenstrieb« zu übernehmen. Ich zitiere nur das Ende, da der Anfang schwieriger ist. Wir wissen ja, dass es sich um doppelgesichtige Wesen handelt: vier Gliedmaßen, zwei Köpfe, doppelte Schamteile etc., doch im Mythos bei Platon gibt es drei Arten dieser doppelten Wesen, es gibt Mann-Mann-Wesen, Frau-Frau-Wesen und Mann-Frau-Wesen. Ich greife nur Letztere auf, da sie natürlich die Sache mit Bezug auf den Instinkt vereinfachen. Stellen wir uns also vor, dass die androgynen Wesen zweigeteilt werden:

»Da ließ sich Zeus bewegen, jeden Menschen in zwei Teile zu schneiden, wie man die Quirren zum Einmachen durchschneidet ... Weil nun das ganze Wesen entzweigeschnitten war, trieb die Sehnsucht die beiden Hälften zusammen; sie umschlangen sich mit den Händen, verflochten sich ineinander im Verlangen, zusammenzuwachsen« (Freud, 1920g, S. 62).

2. Was ich meinerseits vorschlage, ist nichts anderes, als *beide* Begriffe, Trieb und Instinkt, zu gebrauchen, nichts anderes, als ihren *Gegenzustand*, ihre *Gegenwart* aufzuzeigen, wobei sie übrigens häufig nur schwierig voneinander abzugrenzen sind,

<sup>6</sup> [So lautet der gleichnamige Titel eines bisher noch nicht übersetzten Buches von Laplane (2006b [1993]). A.d.U.]

gerade wegen des letzten Punkts, das heißt wegen ihrer *Verbindungen* und ihrer *Überlappungen*.

Man wird zu mir sagen: »Nun kommt Laplanche zum Instinkt und damit zum Körper zurück!« Muss ich es noch einmal sagen, dass ich niemals den Körper fallen gelassen habe und niemals das Psychische dem Körper entgegengestellt habe. Wenn ich den Trieb dem Instinkt gegenüberstelle, stelle ich nicht das Psychische dem Somatischen gegenüber. Der Mathematiker ist meiner Ansicht nach genauso »neurobiologisch«, wenn er eine Integralrechnung löst, wie wenn er ein Beefsteak verschlingt. Der Trieb ist nicht psychischer als der Instinkt. Der Unterschied verläuft nicht zwischen dem Somaatischen und dem Psychischen, sondern zwischen einerseits dem Angeborenen, dem Ererbten und Endogenen und andererseits dem Erworbenen und Epigenetischen (das deshalb allerdings nicht weniger im Körper verankert ist).

Ich möchte daran erinnern, dass Freud, als er die Verführungstheorie aufgibt, nicht sagt, dass »der psychologische Faktor seinen Machtkreis zugunsten des Biologischen verliert«, sondern »der Faktor einer hereditären Disposition seinen Machtbereich zurückgewinnt«.

Also Instinkt und Trieb. Begrifflich und konkret beim Menschen. Ich versuche, schematisch zu sein. Der Instinkt gibt sich hereditär. Ich greife eine Definition auf, die Tinbergen vor ziemlich langer Zeit gegeben hat: »Ein hierarchisch organisierte[n] nervöser Mechanismus, der auf bestimmte vorwärrende, auslösende und richtende Impulse, sowohl innere wie äußere, anspricht und sie mit wohl koordinieren, lebens- und artenthaltenden Bewegungen beantwortet« (Tinbergen, 1951, zit.n. Benassy, 1953). Ohne Zweifel könnte man zahlreiche Verbesserungen oder kritische Einwände gegen diese Definition des Instinkts finden. Nur handelt es sich allemal um ein Modell, das oft von Freud aufgegriffen wird. Es gibt die Merkmale hereditär, fixiert, sich anpassend mit einer somatischen Spannung am Anfang, einer »spezifischen *Aktion*« und einem Befriedigungsobjekt, was zu einer dauerhaften *Entspannung* führt. Im Gegensatz dazu wäre der Trieb im Reinzustand weder hereditär, noch würde er sich notwendigerweise anpassen. Das Modell Quelle – Ziel – adäquates Objekt lässt sich schlecht darauf anwenden. Ich habe mehr als einmal betont, vor allem im Zusammenhang mit der Idee von einer Quelle, dass man zwar im äußersten Falle noch sagen kann, dass der Aus die Quelle des Analtriebs ist – ich berone: im alleräußersten Falle; aber wie könnte man behaupten, dass der Schautrieb, die Skoprophile, danach strebt, etwas, was man den »Augendruck« nennen könnte, zu vertingen? □

*Das ökonomische Paradoxon.* Genau auf dieser Ebene ist der Unterschied am deutlichsten spürbar und der Widerspruch bei Freud am besten wahrnehmbar. Noch

einmal verdichtet ein deutscher Ausdruck diesen Widerspruch. Das Deutsche verfügt manchmal über zwei Wörter für eine Sache oder für eine oder zwei Sachen (wir haben es gerade in Bezug auf *Trieb* [i. O. deutsch] und *Instinkt* [i. O. deutsch] gesehen) und wir haben verstanden, dass dieser Unterschied zwischen sogenannten Synonymen ausgeweiter werden kann, bis daraus eine begriffliche Unterscheidung entsteht. Doch genauso verfügt das Deutsche, wie jede andere Sprache auch, über Wörter, die in sich einen Widerspruch vereinen. Dies ist der Fall für das Wort *Lust* [i. O. deutsch]. Gewöhnlich durch »plaisir« übersetzt, trägt es einen Widerspruch in sich, den Freud selbst hervorhebt. Zunächst einmal gibt es die Schwierigkeiten, das sogenannte *Lustprinzip* [i. O. deutsch] darzulegen, denn in allen Formulierungen Freuds ist es bald eine Tendenz zur Homöostase, das heißt eine Tendenz, die das bestmögliche Niveau anstrebt, und dann eine Tendenz zur völligen Entladung, das heißt zum niedrigstmöglichen Niveau. Also der Unterschied zwischen einer völligen Entleerung, könnte man sagen, zwischen einem völlig regellosen, antiphysiologischen Funktionieren und andererseits einem Optimum.

Doch vor allem gibt es die Zweideutigkeiten des Ausdrucks *Lust* [i. O. deutsch] selbst, der sich zugleich auch in der deutschen Sprache findet (und Freud hebt dies in den *Drei Abhandlungen* zweimal in zwei Fußnoten hervor): »plaisir« (wie man Lust gewöhnlich übersetzt [in der Bedeutung von »Lustempfindung«; A. d. Ü.]) und »désir« [in der Bedeutung von »Lust haben«; A. d. Ü.]. In der Bedeutung von »plaisir« meint er Entladung und Befriedigung, doch manchmal bedeutet er im Gegenteil die »Erregungssuche«, sogar bis zur Erschöpfung. So etwa in den Ausdrücken *Schaulust* [i. O. deutsch] und *Berührungslust* [i. O. deutsch], die jeweils *Lust* [i. O. deutsch] zu sehen meinen, was nicht nur Lust empfinden durch Sehen, sondern Lust haben aufs Berühren bedeutet, beziehungsweise *Berührungslust* [i. O. deutsch], was nicht so sehr Lust empfinden durch Berührung als Lust haben aufs Berühren bedeuten. Freud hat diese Zweideutigkeit zweimal und in zwei Fußnoten hervorgehoben, die für die *Drei Abhandlungen* bezeichnend sind: In einer der Fußnoten sagt er: »Welch glücklicher Widerspruch, er ermöglicht uns, dialektisch vorzugehen«; und zu einem anderen Zeitpunkt: »Welch unglücklicher Widerspruch, er verhindert es, dass wir einen wirklich angemessenen Ausdruck für *Libido* finden«, denn, sagt er, »ich würde gerne einen deutschen Ausdruck verwenden und nicht den lateinischen *Libido* = Begieren. Doch kann ich das Wort *Lust* [i. O. deutsch] nicht verwenden, dann es bedeutet auch Lustbefriedigung und nicht nur Lust haben.« Die *Lust* ist also manchmal ein Synonym für »Trieb«, für »Libido«, »Verlangen nach«, »Begehrn nach« und »Suche nach Gleichgewichtsverlust«. In diesem Fall wird die Sättigung nie erreicht.

Halten wir nichtsdestotrotz grundsätzlich und nicht terminologisch berechtigt zwei radikal verschiedene Modelle fest, den Trieb, der die Erregung bis zur totalen Erschöpfung sucht, und den Instinkt, der die Befriedung sucht.

3. Wie und wo existieren der Instinkt und der Trieb beim Menschen? Können wir sie mit Bezug auf die beiden seit Freud klassischen und keineswegs völlig zu verleugnenden Bereiche Selbsterhaltung und Sexualität verorten?  
*Die Selbsterhaltung*, das muss man schon sagen, lässt sich kaum, vielleicht überhaupt nicht, mit der Variabilität und der Abdrift des Triebhaften verbinden. Das »primär« genannte Modell des »Primärvorgangs« ist *kein* biologisches Modell. Wie oft habe ich schon versucht, Akzeptanz zu schaffen für diese Idee, dass das Primäre des Primärvorgangs nicht »zuerst« kommt. Der Primärvorgang ist erst im Nachhinein »primär«, infolge der Verdrängung und im Bereich des Unbewussten. Ein Organismus, der gemäß dem Anfangsprinzip vom »Entwurf einer wissenschaftlichen Psychologie« funktioniert, ich meine damit die ersten paar Kapitel dieses Entwurfs, in denen das einzige angestrebte Ziel die völlige Abfuhr der Energie darstellt, würde keine Sekunde überleben. Schon die Idee von »Selbsterhaltung« impliziert die Homöostase, das heißt eine Rückkehr zu einem *optimalen und nicht minimalen Ausgangsniveau*. Die Idee von einem Befriedigungssubjekt und einer spezifischen Aktion führt uns zur Idee eines Instinkts.

Tatsächlich verfügen wir diesbezüglich in unserem zu Ende gegangenen Jahrhundert über zwei Modelle. Das Modell des Instinkts und das Modell der Bindung. Gehen wir schrittweise voran. Die Modelle des Instinkts sind insbesondere durch Lorenz verfeinert worden. Er hat aufgezeigt, dass der Instinkt selbst eine größere Variabilität besitzt, als man es geglaubt hatte. Er hat den Begriff der *Verzerrung* [i. O. deutsch] eingeführt, der trefflich ausdrückt, was er sagen will. Es handelt sich um ein wahres Geflecht von angeborenen instinktiven und durch Dressur oder Intelligenz erworbenen Bindegliedern.

Doch hier liegt nicht die entscheidende Frage. Innerhalb der der Selbsterhaltung dienenden Verhaltensweisen ist die hauptsächliche Unterscheidung zu treffen zwischen denen, die *den anderen nicht brauchen*, und denen, die ihn brauchen. Das früh von Bowlby eingeführte Bindungsmodell greift sicherlich einen wesentlichen Gesichtspunkt des Instinkts auf, ich meine damit sein Angeborensein. Doch führt er zugleich die Idee der Wechselsetzigkeit mit ein. Ich greife eine der Definitionen der Bindung auf:

»Angeborene Verhaltensweisen, die die Aufgabe haben, die Entfernung zur Mutter zu verringern und die Nähe und den Kontakt zu ihr herzustellen. Angeborene

Verhaltensweisen mit der gleichen Aufgabe dürfen auch bei der Mutter vorhanden sein, selbst wenn das Lernen im Ausdruck dieser Verhaltensweisen eine Rolle spielt« (Montagner, 1999, S. 13.).

Innerhalb der Verhaltensweisen, die die Aufrechterhaltung des Lebens zum Ziel haben, ist es folglich notwendig, zunächst einmal sorgfältig die autonomen ablaufenden biologischen Funktionen, die in gewisser Weise den anderen nicht brauchen, zu bestimmen. So stellt die homöostatische Funktion der Aufrechterhaltung der Kohlensäure im Blut einen relativ autonomen ablaufenden Mechanismus dar; ebenso die Aufrechterhaltung des Zuckergehalts im Blut.

Und die Wärme? Nun, für die Wärme ist das schon nicht mehr ganz so einfach. Die hauptsächliche Unterscheidung verläuft zwischen den »Wechselwarmblütern« und den »Warmblütern«. Als Wechselwarmblüter bezeichnet man diejenigen, die ein inneres Wärmenniveau nicht aufrechterhalten müssen, und als Warmblüter diejenigen, die in der Lage sind, ein solches Niveau aufrechtzuhalten. Gerade bei Letzteren, den Warmblütern, ist jedoch die Warmblütigkeit zunächst unvollständig. Das heißt, dass sich diese Warmblütigkeit erst schrittweise einstellt. Sie kennen alle den Wärme- oder Kälteschub beim Neugeborenen. Die ausschlüpfenden Fische (Wechselwarmblüter) brauchen den anderen nicht; die warmblütigen Arten, die dies zu Beginn nur unvollständig sind, müssen hingegen kommunizieren, um sich warm zu halten. Es hat mich einmal sehr überrascht, was Jourer<sup>7</sup> sagt (und ich habe ihm dazu etwas geschrieben, ohne eine Antwort zu erhalten): Die Grenze zwischen den Arten, die träumen, und denen, die nicht träumen, ist praktisch die gleiche wie die, die zwischen den Wechselwarmblütern und den Warmblütern verläuft. Mir erscheint aber, dass dieser Unterschied der gleiche ist wie der zwischen Arten mit Kommunikation – Junges/Erwachsene – und den Arten ohne Kommunikation.

Doch braucht vielleicht der Mensch am meisten Interaktion. Von daher der Satz Freuds, den ich gerade zitiert habe: »Dem Menschenkind fehlen die für das Überleben notwendigen Instinkte.« Was natürlich nur eine erste Annäherung ist, denn andererseits spricht er ja vom »Selbsterhaltungstrieb«. Mit diesem Satz will er sicherlich sagen, dass es am Instinkt mangelt, wenn es keine Intervention durch den anderen gibt. Es gibt tatsächlich eine ganze Reihe von angeborenen Reaktionen, die beim Menschenkind nicht existieren, und es wurden ja diesbezüglich zahlreiche Experimente durchgeführt, die diese Behauptung Freuds bestätigten,

<sup>7</sup> Michel Jouvet, Arzt und Neurophysiologe, der sehr viel über Schlaf und Traum geforscht hat. A.d.U.

zum Beispiel zur Angst vor der Leere, dem Rückzug vor brennenden Quellen usw.

Die *Bindungstheorie* ist wie eine Kriegsmaschine gegen die Psychoanalyse erschienen, gegen die Sexualität und gegen das Unbewusste, und sie ist es noch immer. Von daher das Interesse, die Dinge weiter voranzutreiben. Zunächst möchte ich daran erinnern, dass es bei Freud etwas gibt, das die Idee der Bindung andeutet, nämlich den Begriff der »Zärtlichkeit«. Wenn Freud die »zärtliche« Beziehung oder die »zärtliche Strömung« der »sinuellen Strömung« gegenüberstellt, tut er nichts anderes, als von der »Bindung« im Gegensatz zur »Sexualität« zu sprechen (Freud, 1912d, S. 78ff.). Die Zärtlichkeit, die Freud (zumindest in der ersten Triebtheorie) unter das Banner der Selbsterhaltung stellt, entspricht der Tatsache, dass der Erwachsene »nährt« und »schützt«. Damit ist von Anfang an mehr gemeint als eine »Bindung« im ganz wörtlichen Sinne des Begriffs, das heißt mehr als nur Anklammern, Kontaktbedürfnis, sich einnistren. Die zärtliche Strömung, die zärtliche Beziehung schließt sehr wohl uranfängliche Beziehungen zwischen Mutter und Baby mit ein, jenseits der Suche nach Wärme; und andererseits ist sie keineswegs auf die Mutter beschränkt, sondern schließt unter Umständen zahrläufige andere Erwachsene mit ein; wir wissen ja, dass die Bindungsbeziehung genauso in Abwesenheit der Mutter vorhanden sein kann, zum Beispiel zu einer Amme.

Gibt es beim Menschen eine angeborene Beziehung, die der Selbsterhaltung dient? Die Debatte wurde durch den Gegensatz zwischen einem sogenannten beobachteten Baby und einem sogenannten psychoanalytischen Baby vergifft. Denn hier, in der Beobachtung des Säuglings insbesondere, sieht man wirklich nur, was man sehen will; wenn man es aber sehen will, muss man es genauso sehr in der Beobachtung auffinden können. Ich denke an Melanie Klein, diese Verfechtern der Priorität der »inneren Welt«, die es nicht versäumt hat, einen Artikel zu schreiben mir dem Titel »Beobachtungen an Säuglingen« (Klein, 1952). Indes ist das ziemlich schwierig und die Tierbeobachtung ist dafür in gewisser Weise unerlässlich, wenn auch völlig unzureichend. Unerlässlich insbesondere deshalb, weil sie uns erlaubt, im »Umkehrschluss« zu erratein zu trachten, was den Menschen ausmacht. Sollten wir sagen, dass das, was den Menschen ausmacht, die Kommunikation ist? Sollten wir jede Kommunikation beim Tier in Abrede stellen? Sicherlich nicht (ich habe soeben mit Bezug auf die Warmblüter darauf hingewiesen, auch auf die Tatsache, dass sie vielleicht träumen); allerdings ist sie unendlich weniger entwickelt. Es gibt bei Tieren Kommunikationssysteme, doch gibt es keine wirkliche Sprache. Sicher ist die Kommunikation zwischen Erwachsenen und Baby nicht sofort sprachlich, ich habe dies wiederholt betont. Doch ist sie von Anfang an in ihrer Verschiedenartigkeit, ihrer Komplexität und ih-

ren Zweideutigkeiten durch die Tatsache gekennzeichnet, dass der Mensch ein Sprachtier ist. Es geht mit anderen Worten von der Komplexität der VerbalSprache eine Art Ansteckung auf die präverbalen Kommunikationsarten aus.

Die *Bindung beim Menschen*, darauf möchte ich bestehen, ist primär eine *wechselige Beziehung*, die aus Kommunikation und Botschaften besteht. Der zweite Punkt aber, der durch den »Umkehrschluss« aus der Tierbeobachtung gewonnen wird, ist viel wichtiger: Es ist die Gegenwart des sexuellen Unbewussten beim Erwachsenen. Man kann die ganze Triebtheorie streichen, doch wird man das sexuelle Unbewusste je streichen können? Und man erweist der Analyse einen schlechten Dienst, wenn man den Unterschied hier festmacht, zwischen einem beobachteten Baby und einem psychoanalytischen Baby, das erst nachträglich konstruiert würde.<sup>8</sup> Denn wenn das Unbewusste des Erwachsenen in der ursprünglichen Beziehung gegenwärtig ist und man es in der Beobachtung nicht sieht, dann deshalb, weil man sich nicht die Mittel an die Hand gibt, es zu sehen. Nicht norwendigerweise, um es zu erforschen, jedoch zumindest, um seine Symptome aufzufinden (vgl. dazu Roiphe & Galenson, 1987 [1981], insbesondere die Kap. 13 und 14).

Wenn ich vom Tier gesprochen habe, dann deshalb, weil die Bindung beim Menschen vielleicht niemals im Reinzustand beobachtbar ist. Und zwar aus zweierlei Gründen: Sie ist von der narzistischen Beziehung durchdrungen; und sie ist vom Sexuellen des Erwachsenen kontaminiert und kompromittiert. Das ist, was man zum Beispiel nicht sehen will, wenn man eine sichere Bindung einer unsicheren Bindung gegenüberstellt. Dann das Unsichere ist nur der andere – gewiss extreme – Gesichtspunkt des *Rätselhaftes*. »Pathologisch« ist es vielleicht schlüssig und einfach deshalb, weil das Sexuelle *selbst* Abweichung ist, ich spreche hier vom *triebhafsten Sexuellen*.

4. Doch bevor ich zur Beziehung Sexuelles/Bindung zurückkomme, wende ich mich den beiden Modalitäten des Sexuellen zu: dem infantilen Sexuellen und dem Sexuellen in der Adoleszenz.

Das *infantile Sexuelle* ist die große Entdeckung Freuds. Es ist das über die Grenzen des Geschlechtsunterschieds, über das Geschlechtliche hinaus erweiternde *Sexuale*. Es ist das an die erogenen Zonen geknüpfte, partiale Sexuelle, das nach dem Modell der *Vorlust* [i. O. deutsch] funktioniert, in dem man das Wort *Lust* wiederfindet, das gleichermaßen »Lust empfinden« und »Lust haben« bedeutet. Die *Vorlust* ist keine Befriedigungslust, sondern eine Lust auf Spannung.

<sup>8</sup> Ganz abgesehen davon, dass die Nachträglichkeit beim Menschen sehr früh vorhanden ist, sicherlich vom zweiten Jahr an.

nungserhöhung. Tatsächlich rechtfertigt nichts die Behauptung, dass die infantile Lust<sup>9</sup> einer inneren physiologischen Spannung entspricht, die Entladung verlangt. Sprechen wir einen Augenblick lang vom Körper, kommen wir zur Endokrinologie zurück. Wir wissen, dass die Sexualhormone und die Hormone in der Hypophyse, die bei der Geburt noch existieren, sehr bald, bereits während der ersten Monate, auf null zurückgehen und erst in der Pubertät oder etwas vorher wieder zunehmen. Man spricht von »Latenz«, doch meiner Meinung nach gäbe es Gründe, von zwei Arten von Latenz zu sprechen. Die *triebhafte Latenz* ist die von Freud klassischerweise definierte. Es ist dies die Latenz, die mit der Verdrängung und dem Ödipus verknüpft ist und zwischen dem Alter von fünf oder sechs Jahren und der Pubertät liegt. Es handelt sich im Übrigen um eine relative Latenz, wie wir wissen. Die *instinkthafte Latenz* entspricht kurz gesagt der durch die berühmte »populäre Meinung von der Sexualität« definierten, das heißt einer Latenz, die von der Geburt bis zur Pubertät existiert, also einer endogenen Latenz, während derer einzig der Trieb freien Lauf hat. Von Seiten des Instinkts herrscht Funkstille. Ich greife noch einige Verneinungssätze auf. Nichts gibt zu der Behauptung Anlass, dass die Erogenität der erogenen Zonen an eine angeborene endogene Spannung geknüpft ist. Nichts gibt zu der Behauptung Anlass, dass die Vulgara der Aufeinanderfolge von Stadien einem vorprogrammierten generischen Mechanismus entspricht.<sup>10</sup> Es ist für mich niederschmetternd zu sehen, dass man weiterhin Unterrichtspläne findet, in denen man Freud lehrt, wie man es für den Kategorismus tun würde, mit der geordneten Aufeinanderfolge der infantilen Stadien der Sexualität. Nichts gibt dazu Anlass, in der immer mehr oder weniger chaotischen Entwicklung des Sexualtriebs etwas zu sehen, was sich in ein weiter gefasstes, zweckgerichtetes Schema einschreiben ließe, das, als seine Zielsetzung, die Pubertät vorbereiten würde. Eine solche Nereinschreibung des Triebes in den Instinkt hat Freud letztlich durchführen wollen, als er trotz allem eine Art von vorprogrammierter Entwicklung skizziert hat, in der die infantile Sexualität einerseits und die pubertäre und Erwachsenensexualität andererseits in Kontinuität zueinander stehen.

5. Doch bevor ich zur Pubertätszeit komme, ist zu fragen: Welches *Verhältnis* besteht denn zwischen der selbstverhaltenden instinkthaften Beziehung, die sich in der Zärtlichkeit verkompliziert und bereichert, und dem triebhaften Sexuellen? Die Theorie der Anlehnung, auf die ich gerade angespielt habe, die immer häufiger herangezogen, wiederentdeckt, reinterpretiert und in die Vulgara reinteigt wird, kann in diesem Bereich schädlich sein.

Wie könnte die infantile Sexualität zusammen mit der Selbstverhaltung auftauchen, wenn sie über keinen angeborenen endogenen Mechanismus verfügt? Und wenn sie einer einfachen Fantasiebildung, ausgehend von den körperlichen Bindungs- und Selbstverhaltungsfunktionen, entspricht, durch welches Wunder sollte diese Fantasiebildung für sich alleine den somatischen Funktionen einen sexuellen Charakter verleihen? Ich habe mehrmals schon gräfinnert, dass das angebliche »Befriedigungserlebnis« und die angebliche »halluzinatorische Wunscherfüllung« bei Freud ein erfolgreicher Taschenspielertrick ist. Es bedeutet, das Sexuelle aus der Unbefriedigtheit der Selbstverhaltung auftauchen zu lassen, wie man das Kaninchen aus dem Hut zieht. Doch ist es dafür eben notwendig, dass jemand das Kaninchen in den Hut getan hat, und dieser jemand ist kein anderer als der Erwachsene.<sup>11</sup>

Die [allgemeine; A. d. Ü.] Verführungstheorie, die ich nicht neu aufgreifen werde, schlägt ein Modell vor für das Auftauchen des Sexuellen aus dem Innern der für die Bindung charakteristischen wechselseitigen Beziehung. »Wechselseitig« bedeutet: ein Störgeräusch oder Rauschen, das diese Kommunikation parasitär befällt, aber zu Beginn von einer einzigen Seite angebt, vom Erwachsenen. Der Erwachsene ist meistens die Mutter, aber nicht in ihrer Funktion als Mutter, wie ich einmal mehr wiederhole, sondern als Erwachsene. Ich werde aus Zeitmangel die Vorstellung oder das Modell, das man vom Verdrängungsvorgang, der Bildung des Unbewussten und dem Auftauchen des Triebes liefern kann, überspringen.

Die Quelle des infantilen Sexualtriebes ist das Unbewusste, und seine Merkmale sind von diesem Ursprung gekennzeichnet. Der infantile Sexualtrieb ist ein zielloses Suchen, er kennt keine Befriedigung. Er kennt keinen Orgasmus, trotz der Analogie, die Freud wahrzunehmen glaubte zwischen der Befriedigung des Sauglings, der gerade getrunken hat, und der Befriedigung nach dem Orgasmus. Er kennt keine Befriedigung durch ein passendes Komplementärobjekt, immer fehlt es ihm an Bindung, ist er ambivalent.

6. Der hauptsächliche Versuch der Bindung ist Ödipus, der infantile Ödipus. Doch bevor ich davon spreche, komme ich zum *Sexualinstinkt*. Gurton<sup>12</sup> schlägt uns mit dem Begriff des »Pubertären« ein Modell vor. Wenn ich es richtig verstehe, ist dies ein Sexualinstinkt, der seine Entsprechung in der genitalen Reifung

11 Der Erwachsene, dem dann in der Theorie Freud folgt. Einmal mehr ahmt die Theorie genese die Ontogenese nach.

12 Siehe Fn. S. 5; A. d. Ü.]

ger herangezogen, wiederentdeckt, reinterpretiert und in die Vulgara reinteigt wird, kann in diesem Bereich schädlich sein.

Wie könnte die infantile Sexualität zusammen mit der Selbstverhaltung auftauchen, wenn sie über keinen angeborenen endogenen Mechanismus verfügt? Und wenn sie einer einfachen Fantasiebildung, ausgehend von den körperlichen Bindungs- und Selbstverhaltungsfunktionen, entspricht, durch welches Wunder sollte diese Fantasiebildung für sich alleine den somatischen Funktionen einen sexuellen Charakter verleihen? Ich habe mehrmals schon gräfinnert, dass das angebliche »Befriedigungserlebnis« und die angebliche »halluzinatorische Wunscherfüllung« bei Freud ein erfolgreicher Taschenspielertrick ist. Es bedeutet, das Sexuelle aus der Unbefriedigtheit der Selbstverhaltung auftauchen zu lassen, wie man das Kaninchen aus dem Hut zieht. Doch ist es dafür eben notwendig, dass jemand das Kaninchen in den Hut getan hat, und dieser jemand ist kein anderer als der Erwachsene.<sup>11</sup>

Die [allgemeine; A. d. Ü.] Verführungstheorie, die ich nicht neu aufgreifen werde, schlägt ein Modell vor für das Auftauchen des Sexuellen aus dem Innern der für die Bindung charakteristischen wechselseitigen Beziehung. »Wechselseitig« bedeutet: ein Störgeräusch oder Rauschen, das diese Kommunikation parasitär befällt, aber zu Beginn von einer einzigen Seite angebt, vom Erwachsenen. Der Erwachsene ist meistens die Mutter, aber nicht in ihrer Funktion als Mutter, wie ich einmal mehr wiederhole, sondern als Erwachsene. Ich werde aus Zeitmangel die Vorstellung oder das Modell, das man vom Verdrängungsvorgang, der Bildung des Unbewussten und dem Auftauchen des Triebes liefern kann, überspringen.

Die Quelle des infantilen Sexualtriebes ist das Unbewusste, und seine Merkmale sind von diesem Ursprung gekennzeichnet. Der infantile Sexualtrieb ist ein zielloses Suchen, er kennt keine Befriedigung. Er kennt keinen Orgasmus, trotz der Analogie, die Freud wahrzunehmen glaubte zwischen der Befriedigung des Sauglings, der gerade getrunken hat, und der Befriedigung nach dem Orgasmus. Er kennt keine Befriedigung durch ein passendes Komplementärobjekt, immer fehlt es ihm an Bindung, ist er ambivalent.

6. Der hauptsächliche Versuch der Bindung ist Ödipus, der infantile Ödipus. Doch bevor ich davon spreche, komme ich zum *Sexualinstinkt*. Gurton<sup>12</sup> schlägt uns mit dem Begriff des »Pubertären« ein Modell vor. Wenn ich es richtig verstehe, ist dies ein Sexualinstinkt, der seine Entsprechung in der genitalen Reifung

11 Der Erwachsene, dem dann in der Theorie Freud folgt. Einmal mehr ahmt die Theorie genese die Ontogenese nach.

12 Siehe Fn. S. 5; A. d. Ü.]

hat und mit einer angeborenen Suche nach dem »Komplementären« (dies ist sein Begriff) einhergeht: Es ist dies die komplementäre erogene Zone und, wie es im Chanson heißt »die gegengeschlechtliche Person«<sup>13</sup>. Es ist dies genau »die populäre Meinung«, die Freud in den *Drei Abhandlungen* zurückweist und sich in »Jenseits des Lustprinzips« zu eignen macht. Dagegen hat Freud ja nichts, allerdings unter der Bedingung, dass sie genau begrenzt wird. Ich habe auch nichts dagegen, allerdings unter der Bedingung, dass sie, dass dieser Instinkt oder diese Komplementarität nicht als Fortführung und auch nicht als Verwandlung, sondern als Bruch bestimmt werden. Als neuer qualitativer Moment und nicht als Höhepunkt des infantilen Triebs.

Über den pubertären Sexualinstinkt beginnen wir einiges beim Tier zu wissen, doch ist dies ziemlich unvollkommen und auch ein wenig lächerlich. Beim Menschen glauben wir seit Jahrtausenden und mit Mozart zu wissen: »Mein Herz seufzt«<sup>14</sup>. Doch wie sehr sind gerade diese Dinge, die wir zu wissen glauben, vom Kulturrellen und dem infantilen Sexuellen überdeckt. Was uns die Psychoanalyse lehren will, ist, dass beim Menschen das Sexuelle intersubjektiven Ursprungs, also das Triebhafte, das *erworrene Sexuelle* seitnamerweise *vor dem Angeborenen kommt*. Der Trieb kommt vor dem Instinkt, die Fantasie kommt vor der Funktion; und wenn der Sexualinstinkt eintrifft, ist der Sessel schon besetzt.

Exemplarisch hierfür ist das Problem des Ödipus: »die Liebe zum gegengeschlechtlichen Elternteil und die Rivalität oder der Haß des gleichgeschlechtlichen Elternteils«. Ich sage gerne, dass uns diese Formulierung einen »homotherischen« Ödipus vorstellt. Rivalität auf der einen Seite, Anziehung auf der anderen. Homotherisch deshalb, weil das kleine Dreieck zwischen Ego, seinem Partner/seiner Partnerin und seinem Kind homotherisch, das große elterliche Dreieck Vater – Mutter – Ego reproduziert. Die Strukturierung erscheint einfach. Die Identifizierung ist eine Identifizierung mit dem *Rivalen*. Diese Identifizierung haben einige »mimerisch« genannt. Ich denke an Girard und den Erfolg dieser mimetischen Theorie.<sup>15</sup>

Nun ist aber die Beschreibung des infantilen Ödipus durch Freud ziemlich verschieden davon. Der infantile Ödipus ist immer bipolar. Zugleich direkt und

engegengesetzt. Ich werde die vier in Rede stehenden Regungen nicht beschreiben, sie sind offensichtlich. Sodass (und das ist das Wesentliche) die *Identifizierungen immer Ersetzungen einer Liebesbeziehung sind*. Sie sind Verlagerungen des verlorenen Objekts ins Innere. Freud sagt uns ausdrücklich, dass die Identifizierung entweder die ursprüngliche Form der Objektbeziehung ist oder ein Ersatz der Beziehung zum Liebesobjekt. Die Identifizierung mit dem Objekt und *nicht mit dem Rivalen* ist für jede Annäherung an die Homosexualität und die Heterosexualität unverzichtbar. Der Homosexuelle, sagt Freud in einer entscheidenden Formulierung seiner Leonardo-Arbeit (1910c, S. 127ff.), identifiziert sich mit dem Liebesobjekt: der Mutter. Und genauso muss der Heterosexuelle den Vater stark geliebt, und zwar homosexuell geliebt haben, um sich mit ihm zu identifizieren. In den Texten bei Freud verwischt sich die rivalitäre Identifizierung immer wieder. Ich habe die Gelegenheit gehabt, dies mit Bezug auf den Text »Massenpsychologie und Ich-Analyse« zu zeigen (Laplanche, 1980a, S. 341–347). Bestenfalls sind die positiven und negativen Regungen in *jeder* Identifizierung gegenwärtig.

7. In der Adoleszenz finden wir also ein Zusammenfließen von zwei Flüssen mit ziemlich unterschiedlichem Gewässer vor, ohne dass etwas dafür spräche, dass sie je eine harmonische Mischung bilden werden. Auf der einen Seite der Trieb und die infantile Fantasie, auf der anderen der pubertäre Instinkt. Ich greife noch einmal diese Punkte der Unterschiedlichkeit, ja sogar Unvereinbarkeit auf:

1. Die zwei Formen des Ödipuskomplexes, von denen der eine »komplementär« und der andere unwiderruflich bisexuell und zugleich ambivalent ist, das heißt das Lebens-Sexuelle und das Todes-Sexuelle. Der sexuelle Aspekt des Vatermordes im weitesten Sinne des Wortes, das heißt Mord eines Elternteils; der in sich selbst sexuelle Aspekt des Vatermordes kann nicht so leicht weggewischt werden, wie man uns das glauben machen will. Gutten (1991, S. 46) erzählt uns vom »Entzug der erotischen Besetzung des Rivalen, der seine Tötung erleichtert«, doch muss man hiefür vergessen, dass die Tötung im infantilen Ödipuskomplex eine erotische Handlung ist.
2. Der Platz des Objekts ist ein anderes Element an Unterschiedlichkeit, ja Gegensätzlichkeit: komplementäres *Befriedigungsobjekt* auf der einen Seite, *Quellobjekt*, die entsignifizierten Signifikanten (wie ich sie nenne) im Unbewussten auf der anderen.
3. Dann die zwei ökonomischen Verfahrensweisen, ich habe gerade darauf hingewiesen: Suche nach Befriedigung und Orgasmus auf der einen Seite, Suche nach der dem Prägenitalen eigenen Erregung auf der anderen. Das Prägenitale, aber man muss darin nachdrücklich das infantile Genitale mit einschließen.

13 Ansspielung auf ein Lied von Guy Béart (1930–2015): »Qu'on est bien dans les bras d'une personne du sexe opposé« »Wie schön ist es in den Armen einer gegengeschlechtlichen Person«; A.d.U.]

14 So beginnt auf Französisch die Arie »Qui che sapete« in der Oper *Le Nozze di Figaro* von Mozart: »Mon cœur soupira la nuit et le jour« »Mein Herz seufzt Tag und Nacht«; A.d.U]

15 Die mimetische Theorie von René Girard (1923–2015), französischer Kulturanthropologe und Philosoph; A.d.U.]

## II Sexualität und Bindung in der Metapsychologie<sup>1</sup>

(2000)

Sicher, es gibt das, was man die »Integration der prägenitalen Lustformen in die Vorlust« nennt, doch würde dies zahlreiche Beobachtungen norwendig machen. Nicht nur das Prägenitale muss in das sogenannte Primat des Genitalen integriert werden, sondern das ganze Prägenitale und Paragenitale oder infantile Genitale stellt sich dar als das, was dem pubertären und dann dem erwachsenen Genitalen entgegensteht. Das infantile Genitale, das Phallische, ein Überrest des »Paragenitalen« und später des »Vorläufigen«: Man denke nur an den Kult der phallischen Leistungsfähigkeit als eine oft dominierende Komponente der, vor allem modernen, erwachsenen Sexualität.

Doch wo wäre die menschliche Kreativität, wenn andererseits die Integration der Suche nach triebhafter Erregung in den Instinkt vollständig wäre? Aber wenn sie sich nicht wenigstens teilweise vollzieht, dann haben wir das, was Freud die »Fixierung von vorläufigen Sexualzielen« nennt, wir sind dann auf dem allgemeinwährenden Weg zur Perversion.

### Zum Schluss

Das Objekt der Psychoanalyse ist das Unbewusste und das Unbewusste ist zuliefererst das Sexuelle im präzisen Freud'schen Sinne, das triebhafte, infantile, präoder paragenitale oder infantil genitale Sexuelle. Es ist das Sexuelle, das seinen Ursprung in der Fantasie selbst hat, selbsterklärendlich im Körper implantiert. Um die Termini Instinkt und Trieb nochmals aufzugreifen, fasse ich in wenigen Worten zusammen:

1. Beim Menschen gibt es einen *Selbsterhaltungstrieb*, vorausgesetzt man versteht darunter 1. dass dieser größtenteils Zärdlichkeit oder Bindung ist, also durch die wechselseitige Kommunikation vermittelt wird. 2. dass dieser von Beginn an überdeckt ist, also verborgen einerseits durch die spezifisch menschlichen und sexuellen Phänomene der Verführung, andererseits durch die narzisstische Wechselseitigkeit.

2. Beim Menschen gibt es einen *Sexualtrieb*, der von der Geburt bis zur Pubertät den zentralen, entscheidenden Raum einnimmt. Dieser Trieb bildet das Objekt der Psychoanalyse, er ist im Unbewussten vergraben.

3. Es gibt in der Pubertät und im Erwachsenenalter einen *Sexualinstinkt*, der aber den »Platz bereits vom infantilen Trieb besetzt vorfinde«.

Dieser Instinkt ist somit epistemologisch sehr schwierig zu definieren, weil er im Realen und konkret nicht im Reinzustand auftaucht, sondern nur in ungewissen Transaktionen mit dem infantil Sexuellen, das im Unbewussten herrscht.

Daniel Widlöcher leitet seinen Artikel über primäre Liebe und infantile Sexualität mit Michael Balints Konferenz und Artikel von 1937 über »Die primäre Objektliebe« ein. Es fällt schwer, mit diesem Ausgangspunkt nicht einverstanden zu sein, denn Michael Balints Stimme taucht in einem Moment auf, in dem die offizielle Freud'sche Doktrin über den »primären Narzissmus« als einem objektlosen Zustand dominiert. Das Dogma von der »Monade«, die das Menschenkind auf welche Weise auch immer hinter sich lassen muss, um zum »Objekt« zu gelangen, wird energisch, wenn nicht sogar endgültig weggefegt. Deshalb ist es umso erstaunlicher, dass Daniel Widlöcher einige Zeilen später diese Diskussion »eine immerwährende Debatte« nennt bzw. »eine Debatte, die niemals stattgefunden hat«. Es ist dies ein Beleg dafür, dass Michael Balint (und seine »ungarische« Umgebung) seine Thesen unzureichend begründet und, zunächst den Boden, auf dem er aufbaut, unzureichend bereitet hatte. Es ist hier nicht der Ort, das Denken von Balint neu aufzugreifen, so wie es mit all seiner Komplexität aus der Arbeitsammlung *Die Uniformen der Liebe und die Technik der Psychoanalyse* (Balint, 1965) hervorgeht. Der entscheidende Punkt für unseren Vorbehalt würde sich wahrscheinlich auf den Begriff der »Liebe« selbst konzentrieren, den er verwendet, um die erste Beziehung zwischen Kind und Mutter zu bezeichnen. Denn dieser Begriff vereint all die Zwiespältigkeiten, die in der letzten Theorierisierung Freuds liegen und von Balint ungewollt übernommen werden.

Balint kritisiert also jene Theorie Freuds vom Narzissmus als primärem Zustand des Menschen. Doch darüber hinaus darf der zentrale Aspekt des »Au-

<sup>1</sup> Erschienen in Widlöcher, D. & Laplanche, J. (Hrsg.) (2000), *Sexualité infantile et attachement* (S. 57–82). Paris: Presses universitaires de France.

## IX Gender, Geschlecht und Sexual<sup>1</sup>

(2003)

fantile Sexualität, das Unbewusste von Anfang an ignoriert. Ich habe auch den klinischen Zugang, der notwendigerweise zugleich an eine *Praxis* gebunden sein muss, beiseite gelassen. Ich möchte nur auf zwei in meinen Augen entscheidende Imperative hinweisen:

- In der analytischen Forschung muss man das *Infantile* suchen.
- Mann muss die *Botschaft*, den Überrest von Botschaft und Kommunikation suchen, der auch noch in der rohesten Tat immer vorhanden ist. Das bringt mich dazu, Begriffe wie »Raubtier«<sup>14</sup> oder die Idee, der Andere werde als reines »Objekt« behandelt, als unzureichend abzulehnen. Sogar im Ausgeliftersein wird das Opfer nie ganz als »Ding« behandelt. Und das Fazitum des Sadismus (man muss *mit Freud* daran erinnern) setzt ein Minimum von masochistischer Identifikation mit dem Opfer voraus. Der einzige Leitfaden einer Praxis ist die geduldige, verzweifelte Suche nach einem Ansatz von Botschaft. Soll man – in einem sehr verwandten Bereich – an die Opfer erinnern, die sich dadurch gerettet haben, dass sie ein Minimum an Dialog mit ihrem Aggressor herstellen konnten?
- 2) Man hätte meinen Tadel noch anders lesen können: »Das Verbrechen: ein Sexuelles«<sup>15</sup>. Mit anderen Worten: Was ist der Anteil des Sexuellen in jedem Verbrechen, selbst im gewöhnlichsten, banalsten, »realistischsten«? Kein Analytiker kann sich dieser Fragestellung entzicken, auch wenn er nicht alle Tage einen »Verbrecher« auf seiner Couch hat.

Gender ist plural. Gewöhnlich ist es doppelt, männlich-weiblich, doch nicht von Natur aus. Es ist oft plurar, so in der Sprachgeschichte und in der sozialen Entwicklung.

Das Geschlecht ist dual. Das ist es durch die geschlechtliche Fortpflanzung und auch durch seine menschliche Symbolisierung, die die Dualität als Anwesenheit/Abwesenheit, phallisch/kastriert festlegt und zugleich festschreibt.

Das Sexuale ist multipel, polymorph. Es ist die fundamentale Entdeckung Freuds und hat seine Grundlage in der Verdrängung, im Unbewussten, in der Fantasie. Es ist der Gegenstand der Psychoanalyse.

Vorschlag: Das Sexuale ist der unbewusste Rückstand aus der Verdrängung-Symbolisierung des Genders durch das Geschlecht.

Was ich hier vorstelle – allzu verkürzt, eine ausführlichere Darstellung wäre lohnenswert –, ist eine Art Synthese der Arbeit, der wir seit etwa drei Jahren in meinem Lehr- und Forschungsseminar nachgehen; die zentrale Frage ist dabei, ganz klassisch ausgedrückt, die Frage der sexuellen Identität, bzw. das, was man in der Psychoanalyse so nennt.

Die aktuelle Tendenz geht dahin, von Genderidentität zu sprechen, womit sich gleich zu Beginn die Frage stellt, ob es sich hier lediglich um eine Änderung des Vokabulars handelt oder ob es um mehr geht; ist das positiv oder Merkmal einer Verdrängung, und wenn ja, wo läge eine solche vor? Sie wissen vielleicht,

<sup>14</sup> Um Original »prédateur« = Raubtier; dieser Terminus wird in der französischen Umgangssprache oft verwendet, um Serienmörder oder gewalttätige Wiedeholungstäter zu bezeichnen. A.d.U.

<sup>15</sup> Im Original »le crime, sexuel« anstatt »le crime sexuel« A.d.U]

<sup>1</sup> Erschienen in: *Libres cahiers pour la psychanalyse Sur la théorie de la séduction*, 2003, 69–103.  
Paris, in press. [Eine erste deutsche Übersetzung (ohne Anhang) durch Christina Ziegler erschien 2008 unter dem Titel Gender, Geschlecht, Sexuales in *Forum Psychoanal.*, 24(2), 111–124].

dass ich zur Ansicht neige, »Verdrängung im Denken« und »Verdrängung in der Sache selbst« – das heißt in der konkreten Entwicklung des Individuums – würden meistens miteinander einhergehen.

Mein Plan ist sehr einfach. Ich werde mich zuerst den begrifflichen Unterscheidungen und der Frage »Warum das Gender einführen « widmen und in einem zweiten Schritt das Funktionieren dieser Triade Gender-Geschlecht-Sexual in der frühen Entwicklung des Menschen skizzieren.

\*

Begriffliche Unterscheidungen haben keinen Wert an sich, sondern einzig durch das Konfliktpotenzial, das sie beinhaltet; und wenn sie binär sind, sind sie oft Ausdruck der Verneinung, also der Verdrängung. Verschiebungen können Verdrängungen verdecken. Genauso ist es mit der Verschiebung der Frage der Geschlechtsidentität zur Frage der Genderidentität. Diese Verschiebung verdeckt vielleicht, dass die grundlegende Entdeckung Freuds gar nicht hier, sondern neben dem Gender und neben dem Geschlecht oder Geschlechtlichen in der Frage des Sexualen oder Sexuellen zu suchen ist.

Freud folgend beröre ich gerne die Unterscheidung zwischen Sexuellem und Geschlechtlichem, also dem, was zum »Geschlecht« gehört. Es wird wohl zu Recht behauptet, dass die Erymologie von »Geschlecht« [französisch »sex«; A. d. Ü.] »geschnürt« sei, denn das »Geschlechtliche« [französisch »sexué«; A. d. Ü.] setzt in der Tat eine *Differenz* der Geschlechter oder Geschlechtsdifferenz voraus, was man auf Deutsch einen »Unterschied« nennt.<sup>2</sup> Es gibt das Sexuale, zum Beispiel in den *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie*, also zur Theorie des Sexualen oder des Sexualen. Vielleicht ist es eine gewisse Eigentümlichkeit meinerseits, vom »Sexualen« und nicht vom »Sexuellen« zu sprechen, aber sie soll dazu dienen, diesen Gegensatz und diese Originalität des Freud'schen Begriffs zu beronen.<sup>3</sup> Vielleicht ist Ihnen bekannt, dass es im Deutschen zwei Worte gibt. Da ist zum einen natürlich »Geschlecht« [i. O. deutsch], welches das »geschlechtliche Geschlecht« meint, aber es gibt auch das Sexuelle oder »Se-

xuale«. Wenn Freud von erweiterter Sexualität spricht, also von der Sexualität der *Drei Abhandlungen*, dann geht es immer um das Sexuale. Es wäre undenkbar gewesen, dass Freud sein wegweisendes Werk *Drei Abhandlungen zur Theorie des Geschlechtlichen oder der Geschlechtlichkeit* betitelt hätte. Die »Sexualtheorie« [i. O. deutsch] ist keine »Geschlechttheorie« [i. O. deutsch].<sup>4</sup> Es ist eine Sexualität, die als nicht auf die Fortpflanzung bezogen, ja als nicht einmal hauptsächlich geschlechtlich bezeichnet wurde, im Unterschied zu dem, was eben »geschlechtliche Fortpflanzung« genannt wird. Das Sexuale ist also nicht das Geschlechtliche; es ist im Wesentlichen das infantile perverse Sexuelle.

Die sogenannte »erweiterte« Sexualität ist die große psychoanalytische Entdeckung; an ihr hält Freud durchgehend fest und zugleich ist sie begrifflich schwierig zu fassen, wie er selbst erkennen lässt, als er über diese Frage nachzudenken versucht, so zum Beispiel in den *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse*. Zweifellos ist sie infantil, mehr an die Fantasie gebunden als an das Objekt, also autoerotisch, und wird von der Fantasie genauso bestimmt wie vom Unbewussten. (Enspricht das Unbewusste nicht dem Sexualen? Man kann sich diese Frage zu Recht stellen.) Das »Sexuale« liegt also für Freud außerhalb des Geschlechts- oder des Genderunterschieds, ja geht diesem sogar voraus: Es ist oral, anal oder paragenital.

Um das Sexuale zu definieren, sieht sich Freud dennoch immer wieder genötigt, es mit demjenigen in Zusammenhang zu bringen, was es nicht ist, also mit der geschlechtlichen oder Geschlechtsaktivität, und zwar gemäß den drei klassischen Wegen der Gedankenassoziation. Zuerst nach dem Ähnlichkeitssprinzip: Freud sucht Ähnlichkeiten zwischen der Lust des »Sexualen«, Lust der infantilen Sexualität oder der pervertierten Lust, und dem, was die genitale Sexualität auszeichnet, nämlich dem Orgasmus. Diese Ähnlichkeiten erscheinen manchmal mehr oder weniger nachvollziehbar, manchmal aber auch mehr oder weniger künstlich, wie diejenige, die zwischen dem »seligen Lächeln« des gesätierten Säuglings und dem »Ausdruck der sexuellen Befriedigung im späteren Leben« bestehen soll (Freud, 1905d, S. 82). Dann gibt es vor allem Argumente, die dem Kontinguitätsprinzip folgen, denn das »Sexuale« lässt sich ja in der Lust des Vorspiels und in den Perversionen wiederfinden, grenzt also an den genitalen Orgasmus. Sogar das Argument der »anatomischen« Kontinguität taucht auf, von der Freud sagt, sie

<sup>2</sup> Freud verwendet im Allgemeinen, wenn auch nicht systematisch, das Wort *Unterschied*, um einen binären Gegensatz zu bezeichnen, und das Wort *Verschiedenheit*, wenn es eine Mehrzahl von Begriffen gibt. Unterschied von schwarz und weiß, Verschiedenheit der Farben.

<sup>3</sup> Die Ableitung der Worte *sexuell* und *sexual* ist im Deutschen sehr verwandt. Beide kommen vom lateinischen *sexualis*. *Sexual* ist wissenschaftlicher und germanischer, *sexuell* ist romanischer und geläufiger.

<sup>4</sup> Umgekehrt verwendet Freud den Begriff *Geschlechtlichkeit* (i. O. deutsch) in einem ganz bestimmten Sinn und verschieden von »Sexualität«. So ist in *Die Traumdeutung* von einer Unterhaltung die Rede, »in der man sich gleichsam in seiner Geschlechtlichkeit erkannte, als ob man sagen würde: Ich bin ein Mann und du ein Weib« (Freud, 1900a, S. 338; Herv. v. d. A.).

sei bereits eine Form von »Schicksal«: die anatomische Kontinuität von Vagina und Rektum (Freud, 1912d, S. 90).

Am nachdrücklichsten möchte ich aber die Assoziation »durch *Gegensatz*« betonen, die klassischerweise von den Anhängern der Assoziationslehre »dritter Typus der Assoziation« genannt wird. Steht die »sexuale« Lust in *Gegensatz* zur geschlechtlichen Lust? Sicherlich trifft dies in der Realität oft zu, so in der Verfolgung der erotischen Aktivitäten, ja sogar in den ökonomischen Merkmalen, da man ja davon ausgehen kann – ich werde vielleicht darauf zurückkommen –, dass das »Sexuale« einer ökonomischen Funktionsweise folgt, welche auf Spannung zielt, darin verschieden vom Geschlechtlichen, welches die Lust in der klassischen Entspannung sucht. Aber der eigentliche *Gegensatz* liegt nicht hier. Wir begegnen einer Art Subversion des Begriffs des logischen *Gegensatzes* selbst, der auf einmal realer *Gegensatz*, das heißt *Verbot* wird. Mit anderen Worten würde das Sexuelle als dasjenige definiert, »was vom Erwachsenen verurteilt wird«. Sie finden keinen Text von Freud, in dem er von der infantilen Sexualität spricht, ohne diesen *Gegensatz* hervorzuheben, nicht etwa als eine Art zufällige Reaktion, sondern als etwas, das die infantile Sexualität wirklich *definiert*; und ich glaube, dass sogar heute noch die infantile Sexualität im eigentlichen Sinne das ist, was den Erwachsenen beim Anblick am meisten abstoßt. Was auch heute noch am wenigsten akzeptiert wird, sind die »Unarten«, wie man sagt. Sicher ist die Definition durch den *Gegensatz* eigenartig. Durch eine Art *Petitio Principii* wird das Sexuelle verurteilt, weil es sexuell ist, aber es ist sexuell oder »sexual«, weil es sexual verurteilt wird. Das Sexuelle ist das Verdängte und es ist verdängt, weil es sexual ist.

Wir befinden uns also in großen Schwierigkeiten: ein erweitertes Sexuelles definieren, das einzig durch Bezugnahme auf das Geschlechtliche, auf die sogenannte klassische Sexualität Bestand hat. Wird uns die Einführung eines dritten Terms retten oder im Gegenteil die Verwirrung vergrößern, noch mehr zur Verdrängung beitragen?

Der dritte Begriff, »Gender«, zuerst in der englischen Sprache eingeführt, verlangte dann natürlich nach einer Übersetzung und Überführung in die verschiedenen Sprachen, und insbesondere ins Französische. Man meint, dass dieser Begriff »Gender« – der zurzeit unter Soziologen, unter Feministinnen, insbesondere feministischen Soziologinnen, so großen Erfolg hat – von ihnen eingeführt wurde. Tatsächlich ist er, wie man inzwischen genau weiß, 1955 von dem Soziologen J. Money eingeführt und danach von R. Stoller bekanntlich mit Erfolg aufgegriffen worden; Stoller schuf 1968 den Begriff »Gender-Kernidentität« oder »Kern der Genderidentität« (core gender identity). Damit nimmt er den

Begriff »Gender« in genuin psychoanalytische Überlegungen auf (Stoller, 1978 [1968]).<sup>5</sup>

Hier müsste man in die sehr verlockenden und endlosen Variationen von Stollers Denken eintauchen, einem unkonventionellen und sehr interessanten Denker, auch wenn er sich oft widerspricht. Ich ziehre gerne, was er über das zeitgenössische psychoanalytische Denken sagt. Er vergleicht es mit dem Pantheon des kaiserlichen Rom, in dem Tempel der verschiedensten Gottheiten in einem fröhlichen Wirrwarr nebeneinander existierten.

Kurzer Einschub: Mit Stoller und nach ihm wird der Begriff »Gender« gleichbedeutend mit einer Gesamtheit von Überzeugungen, der Überzeugung, einer der beiden sozialen Gruppen anzugehören, die als männlich oder weiblich definiert werden, oder »der Überzeugung, dass die Zureilung zu einer dieser beiden Gruppen richtig gewesen ist«. Ich werde auf diesen Begriff »Zureilung«<sup>6</sup> zurückkommen.

Ich werde hier das Denken von Stoller nicht weiter folgen.<sup>7</sup> Was mich interessiert, ist das Aufräumen dieses neuen Paars *Geschlecht/Gender* oder angelsächsisch *Sex/Gender*. »Sex« wird dabei vor allem biologisch, »Gender« soziokulturell und auch subjektiv verstanden. Daraus ergibt sich das Problem der Übersetzungspolitik in jene Sprachen, in denen das Wort »Gender« nicht geläufig war. Im Französischen war der Begriff mehr oder weniger geläufig, allerdings hauptsächlich als »grammatikalisches Geschlecht«<sup>8</sup>; dies berührte eine interessante und zugleich knifflige Frage, zu der ich am Ende dieses Textes einige Überlegungen als Anhang vorbringen werde.<sup>9</sup> Namendlich das Deutsche hat kein exaktes Äquivalent für Gender. Ich will nicht in die Nuancen der deutschen Sprache einsteigen, in der »Geschlecht« [i. O. deutsch] sowohl [grammatikalisches – »genre«] Geschlecht als auch [biologisches – »sexe«; A. d. Ü.] Geschlecht bedeutet. In Freuds Deutsch gibt es somit einzigt den Gegensatz »Geschlecht«/»se-

<sup>5</sup> Die englische Originalarbeit heißt *Sex and gender*, die französische Übersetzung *Recherches sur l'identité sexuelle*. Diese Umwandlung des Titels alleine weist auf die Schwierigkeit des klassischen, französischen psychoanalytischen Denkens hin, den Begriff und den Gedanken »Gender« zu integrieren.

<sup>6</sup> Auf Französisch *assignation*. Dieser Begriff hat französisch mehrere Bedeutungen, nämlich »Zuteilung«, aber auch »Zuschreibung«. Im vorliegenden Passus ist Zuteilung gemeint, im weiteren Verlauf des Textes wird aber oft die Bedeutung Zuschreibung treffen. A. d. Ü.

<sup>7</sup> Siehe »Anhang I, Stoller«.

<sup>8</sup> Gemeint ist hier das französische Wort »genre«, welches mehrere Bedeutungen hat: Damit wird u. a. sowohl das grammatisches Geschlecht bezeichnet als auch das englische »Gender« übersetzt. A. d. Ü.

<sup>9</sup> Siehe »Anhang II, das linguistische Geschlechte«.

xual« [i. O. beides deutsch]. Die Deutschen sind deshalb bei der Übersetzung englischer Texte gezwungen – und das ist wichtig, weil es sich wirklich um eine Interpretation handelt –, das englische »sex« durch »biologisches Geschlecht« und »genre« durch »soziales Geschlecht« zu übersetzen; sie treffen dadurch offensichtlich eine theoretische Wahl, die aber nicht thematisiert wird. Termini und Begriffe sind Waffen, Kriegswaffen, Gender gegen Geschlecht und Gender und Geschlecht sozusagen als gemeinsame Verbündete gegen das »Sexuale«.. Bei Stoller kämpft Gender gegen Geschlecht, denn unter dem einzigen Banner des Genders entzieht er einem Großteil der Problematik all ihre Konflikthäufigkeit. Ein deutscher Autor wie Reimar Reiche hat dieser Sichtweise, die seiner Meinung nach durch die Einführung von Gender – »Gender ohne Sex« – eine verzerrte Konzeptualisierung darstellt, in der das Problem des Geschlechts oder der Sexualität völlig weggewischt wird, einen Artikel mit dem Titel »Gender ohne Sex« (Reiche, 1997) gewidmet. Reiche kritisiert namentlich den Begriff der »Prägung« (»imprinting«) und insbesondere der konfliktfreien Prägung, die zum Stoller'schen Versuch der Definition des Genders gehört. Was aber Reiche, wie mir scheint, nicht sieht, ist die Tatsache, dass das Paar Gender/Geschlecht seinerseits eine viel gefährlichere Maschine gegen die Freud'sche Entdeckung darstellt. Hier treten die feministischen Bewegungen in ihrer Gesamtheit ins Kampfgeschehen ein; seien sie sogenannte »Differentialisten« oder nicht, am Ende wird doch in jedem Fall der Binarismus Geschlecht/Gender mehr oder weniger beibehalten. Bei der Beauvoir gibt es die Unterscheidung der Termini nicht, ich meine damit, dass sich zur Zeit ihres Buches die Kategorien Geschlecht und Gender noch nicht ausdifferenziert hatten; aber wie gezeigt werden konnte, ist diese Unterscheidung im Grunde bereits damals wirksam. Sie verritt ganz allgemein die Position, so könnte man sagen, dass das biologische Geschlecht die Basis bildet, auch wenn diese Basis dann vollkommen subvertiert werden muss. Ich zitiere eine Stelle aus *Das andere Geschlecht*:

»Tatsächlich lassen sich diese Fakten [die Biologie, die körperlichen Unterschiede zwischen Mann und Frau betreffend] nicht leugnen: aber sie haben per se keine Bedeutung. [...] Nicht als bloßer Körper, sondern als Körper, der Tabus und Gesetze unterworfen ist, wird sich das Subjekt seiner selbst bewusst, erfüllt es sich« (de Beauvoir, 1992 [1949], S. 59, 61; in eckigen Klammern Hinzufügung von J.-L. [Übersetzung geändert, A. d. Ü.]).

Dieser Text ist natürlich charakteristisch für die Stimmung, nennen wir sie voluntaristisch und existenzialistisch, in der dieses Buch geschrieben ist (das im

Übrigen durch seine zahlreichen Beschreibungen nach wie vor sehr interessant ist). Nun scheint es bei den meisten theoretisch avancierten und radikalsten Feministinnen eine doppelte Bewegung zu geben. Eine erste Bewegung subvertiert den Begriff des Geschlechts bis zur Auslöschung rückwirkend durch das Gender; darauf folgt ein Moment, in dem man sich der Notwendigkeit klar wird, trotz allem etwas als Grundlage zu nehmen, und sei es nur, um es subverierten und auslöschen zu können: so etwas wie die reine Natur oder, wie es die Beauvoir ausdrückt, »Tatsachen, die an sich keine Bedeutung haben«.

Dies ist bei Judith Butler der Fall, deren zweites Buch *Bodies that matter* eine tiefe greifende Revision des ersten (*Gender trouble*) darstellt, indem es schnurstracks das »Biologische« des »Geschlechts« und dessen »Zwänge« wieder einführt, und dabei erklärt, diese Auslassung im früheren Werk sei aus »rakischen« Gründen erfolgt, um ein Gegengewicht zu schaffen: »Sprechen nicht alle anderen andauernd nur davon?« (Interview in: Osborne, 1996, S. 112)

Es ist aber auch bei Nicole-Claude Matthieu der Fall, die einen sehr schwierigen Artikel geschrieben hat mit dem Titel »Drei Arten, das Verhältnis von Geschlecht und Gender begrifflich zu fassen« (Matthieu, 1991). Sie sehen allein an diesem Titel, dass sie schließlich des Begriffs des Geschlechts nicht entbehren kann. Gender sagt sie, kann das Geschlecht »übersetzen«, es »symbolisieren« oder »konstruieren«, das heißt, es konstruierten, indem es das Geschlecht rekonstruiert, ja sogar zerstört. Das setzt aber eine gewisse biologische Position des Geschlechts voraus, da ja das Gender das Geschlecht »übersetzt« oder »symbolisiert« oder »konstruiert«, und das Geschlecht somit trotzdem vorher da sein muss. Letztendlich wird also eine Art biologische Definition des Geschlechts zum Teil oder implizit, wenn nicht sogar heimlich wiederhergestellt.

Ich zitiere von Nicole-Claude Matthieu eine Stelle jüngeren Datums:

»Wenn man das Geschlecht [»sexes«] vom Gender [»genre«; A. d. Ü.] ausklammert, so wie man den Terminus »Rasse« durch den Terminus »Ethnie« ersetzt hat, läuft man Gefahr, dem Geschlecht weiterhin den Status eines unumganglichen Realen zuzubilligen, und vergisst dabei, dass die Biologie und insbesondere die Physiologie der Fruchtbarkeit weitgehend von der sozialen Umwelt abhängig ist« (Matthieu, 2000, S. 197f.; Hervorh. d. A.).

Ich habe in diesem Zitat die Worte »insbesondere« und »weitgehend« hervorgehoben; Sie sehen, dass in einem Denken, das sehr streng sein will, trotzdem sehr viel Raum für Unbestimmtheit eingeht wird, wenn etwa die Biologie »insbesondere« die Physiologie der Fruchtbarkeit sein soll. Wenn es »insbesondere«

das ist, heißt das, dass es vielleicht doch etwas anderes ist. Dass sie »weitgehend« von der sozialen Umwelt abhängig ist, heißt, dass sie es vielleicht nicht ganz ist usw. »Insbesondere«: Man akzeptiert das Geschlecht im Bereich der Forstpflanzung. »Weitgehend«: Man rettet sich mithilfe einer partiellen Abhängigkeit.<sup>10</sup> Kurz, die Feministinnen in ihrer Gesamtheit benötigen bis hin zu den »Radikalen«, oder wie man sagen könnte, bis zu den weniger radikalen der Radikalen, das Geschlecht, um es als Gender zu subvertieren und zu »denaturalisieren«. Aber sollte man deshalb zur guten alten Abfolge Geschlecht/Gender gemäß folgender Ordnung zurückkehren: *Geschlecht vor Gender; Natur vor Kultur*, selbst wenn man sich darauf einigt, die Natur zu »denaturieren«?<sup>11</sup> In all dem droht natürlich das Freud'sche Sexuelle, das »Sexuale«, durch Abwesenheit zu glänzen. Die Psychoanalyse wird erwähnt, um in die Klasse der Ideologien eingeteilt zu werden, die das Gender dem Geschlecht unterordnen, wobei Ersteres eine »Übersetzung« des Zweiten wäre (N.-C. Matthieu).

Gender in die Psychoanalyse einführen, heißt das, gemeinsame Sache machen mit denen, welche die Freudsche Entdeckung trivialisieren wollen? Oder ist es im Gegenteil auf paradoxe Weise ein Murrel, den Intimfeind des Genders, das Sexualle, zu stärken?

Immerhin habe ich eine Entschuldigung dafür, Gender in das Freud'sche psychoanalytische Denken einzuführen, dass es nämlich, zumindest in Umrissen, bei Freud vorhanden ist. Zweifellos benutzt er den Terminus nie, und zwar aus gутem Grund, denn die deutsche Sprache ermöglicht es ihm kaum, da »Geschlecht« sowohl das französische »sexe« als auch »Gender« meint; sogar für »Menschengeschlecht« wird »Geschlecht« benutzt. Das Wort fehlt also, auch wenn es zweifellos auf Deutsch mit dem Fachbegriff »Genus« [i. O. deutsch] erfunden werden kann.<sup>12</sup> Aber in Ermangelung des Wortes ist die Sache dennoch nicht ganz

<sup>10</sup> Ausgenommen davon ist der Radikalismus von gewissen Feministinnen, die, um den Begriff »Geschlecht« ganz zu beseitigen, so weit gehen, den Begriff der Differenz selbst auf der Ebene der Logik zu bekämpfen (Monique Wittig). Dies kann ich hier aber nur andeuten.

<sup>11</sup> Genau an dieser Stelle lehne ich es ab, *genie* von vornherein als »psychosoziales Geschlecht« und *sere* als »biologisches Geschlecht« einzulöchern (und so ins Französische zu übersetzen). Eine solche Kategorisierung wirft den sehr viel fruchtbaren und komplexeren Gegensatz Gender-Geschlecht zurück auf die alte Leier Biologie/SozioLOGIE. Ich werde weiter unten insbesondere darlegen, dass das Geschlecht, das mit dem Gender in ein Symbolisierungsverhältnis eintritt, nicht das Geschlecht der Biologie ist, sondern zum großen Teil das Geschlecht einer fantasiierten Anatomie, zutiefst geprägt von der *Conditio des menschlichen Tieres*.

<sup>12</sup> Es wird für das grammatischen »Geschlecht« verwendet, seine Verwendungsweise könne aber erweitert werden.

abwesend. Freud betont – ich erinnere kurz daran – das Vorhandensein von drei Gegensatzpaaren beim Menschen, »aktiv-passiv«, »phallisch-kastriert«, aber auch das Dritte, das uns hier interessiert, »männlich-weiblich«. Das Dritte, sagt er uns, sei am schwierigsten zu denken, ja vielleicht sei es dem Denken gegenüber widerständig. An beiden Enden der Entwicklung, die zum Erwachsensein führt, trifft man auf das Rätsel von Männlichkeit-Weiblichkeit. Beim Erwachsenen trifft das Rätsel etwas, das weder rein biologisch noch rein psychologisch noch rein soziologisch ist, sondern eine eigenartige Mischung aus allen drei. Ich zierte folgenden Passus: »Männlich oder weiblich ist die erste Unterscheidung, die Sie machen, wenn Sie mit einem anderen menschlichen Wesen zusammentreffen, und Sie sind gewöhnt, diese Unterscheidung mit unbedenklicher Sicherheit zu machen« (Freud, 1933a, 120f.). Es ist der »erste Blick« des Menschen, des Mitmenschen, der auf »unbedachte« Weise zwischen männlich und weiblich differenziert. Am anderen Ende, und das interessiert uns noch mehr, am anderen Ende haben wir einen berühmten Text, die »infantilen Sexualtheorien«, in dem Freud diese sehr lustige und eigenartige Hypothese eines Reisenden von einem anderen Planeten (sagen wir, er kommt von »Sirius«) aufstellt, dessen Neugier durch die Existenz zweier »Geschlechter« geweckt würde. Natürlich müsste man »Gender« sagen, wenn man Freuds Text leicht verändern möchte, denn in der Tat ist es der »Habitus« dieser beiden Kategorien von Menschen, auf den es ankommt, und nicht auf die Geschlechtsorgane an sich, die meistens versteckt sind.

Ich werde weiter unten auf dieses Problem des *Rätsels* zurückkommen, denn diesmal wird der Mensch nicht in einer Abfolge betrachtet, die vom Kind zum Erwachsenen führt bzw. in der der Erwachsene sich an das Kind erinnert, das er gewesen ist, sondern in einer Gleichzeitigkeit: Das Kind in *Gegenwart* des Erwachsenen stellt sich die Frage nach diesem Unterschied, der beim Erwachsenen vorhanden ist. Bei Freud aber geht diese Fragestellung oft verloren. Ich will damit sagen, dass die Kategorie des Genders oft fehlt oder ungedacht bleibt. Als Beispiel möchte ich die ganze Problematik erwähnen, die Freud im Zusammenhang mit der Homosexualität und der Paranoia bei Schreber aufwirft. Freud formuliert die Ausgangshypothese, die er dann durchkonjugieren wird, indem er jedes Element abwandelt, folgendermaßen: »Ich (ein Knabe) liebt ihn (einen Knaben).« Bekanntlich besteht die ganze Dialektik Freuds in Bezug auf die verschiedenen Wahnformen darin, das »Ich« von »Ich liebe ihn«, das »»ihm« von »ihn (einen Knaben)« und natürlich auch das Verb »lieben«, das zu »hassen« wechseln kann, abzuwandeln. So ist die ganze Dialektik von »Ich (ein Knabe) liebe ihn (einen Knaben)« auf den zweiten Teil des Satzes zentriert, ohne je infrage zu stellen, was »Ich (ein Knabe)« bedeutet. Genau diese Problematik, die viele Analytiker

–

rein soziologisch ist, sondern eine eigenartige Mischung aus allen drei. Ich zierte folgenden Passus: »Männlich oder weiblich ist die erste Unterscheidung, die Sie machen, wenn Sie mit einem anderen menschlichen Wesen zusammentreffen, und Sie sind gewöhnt, diese Unterscheidung mit unbedenklicher Sicherheit zu machen« (Freud, 1933a, 120f.). Es ist der »erste Blick« des Menschen, des Mitmenschen, der auf »unbedachte« Weise zwischen männlich und weiblich differenziert. Am anderen Ende, und das interessiert uns noch mehr, am anderen Ende haben wir einen berühmten Text, die »infantilen Sexualtheorien«, in dem Freud diese sehr lustige und eigenartige Hypothese eines Reisenden von einem anderen Planeten (sagen wir, er kommt von »Sirius«) aufstellt, dessen Neugier durch die Existenz zweier »Geschlechter« geweckt würde. Natürlich müsste man »Gender« sagen, wenn man Freuds Text leicht verändern möchte, denn in der Tat ist es der »Habitus« dieser beiden Kategorien von Menschen, auf den es ankommt, und nicht auf die Geschlechtsorgane an sich, die meistens versteckt sind.

Ich werde weiter unten auf dieses Problem des *Rätsels* zurückkommen, denn diesmal wird der Mensch nicht in einer Abfolge betrachtet, die vom Kind zum Erwachsenen führt bzw. in der der Erwachsene sich an das Kind erinnert, das er gewesen ist, sondern in einer Gleichzeitigkeit: Das Kind in *Gegenwart* des Erwachsenen stellt sich die Frage nach diesem Unterschied, der beim Erwachsenen vorhanden ist. Bei Freud aber geht diese Fragestellung oft verloren. Ich will damit sagen, dass die Kategorie des Genders oft fehlt oder ungedacht bleibt. Als Beispiel möchte ich die ganze Problematik erwähnen, die Freud im Zusammenhang mit der Homosexualität und der Paranoia bei Schreber aufwirft. Freud formuliert die Ausgangshypothese, die er dann durchkonjugieren wird, indem er jedes Element abwandelt, folgendermaßen: »Ich (ein Knabe) liebt ihn (einen Knaben).« Bekanntlich besteht die ganze Dialektik Freuds in Bezug auf die verschiedenen Wahnformen darin, das »Ich« von »Ich liebe ihn«, das »»ihm« von »ihn (einen Knaben)« und natürlich auch das Verb »lieben«, das zu »hassen« wechseln kann, abzuwandeln. So ist die ganze Dialektik von »Ich (ein Knabe) liebe ihn (einen Knaben)« auf den zweiten Teil des Satzes zentriert, ohne je infrage zu stellen, was »Ich (ein Knabe)« bedeutet. Genau diese Problematik, die viele Analytiker

zu Recht mit derjenigen des Transsexualismus in Beziehung gesetzt haben, trifft aber für Schreiber zu.

In der Psychoanalyse, in der klinischen Darsstellung ganz allgemein, beginnt die überwiegende Mehrzahl, ja beginnen fast alle »Fallbeschreibungen« unreflektiert mit: »Es handelt sich um einen Mann von 30 Jahren « oder »... um eine Frau von 25 « usw. Ist das Gender ratsächlich derart konfliktfrei, dass es von vornherein unberücksichtigt bleiben darf? Hätte es sozusagen das Konfliktlager in Gestalt des Sexualen nach draußen vertrieben?

\*

Ich komme nun zu meinem zweiten Teil, nämlich der Geschichte der Triade Gender-Geschlecht-Sexual. Mit »Geschichte« meine ich klar und einfach: die Gense in Mensch, beim Menschenkind, die infantile Genese dieser Triade. Diese Genese sollten die Psychoanalytiker ohne Berührungsangst angehen.

Es existiert ganz allgemein – ich sprach von den Feministinnen, aber sie sind sicher nicht die einzigen, man könnte von den Ethnologen dasselbe behaupten – eine Art grundlegender »Erwachsenen-Zentrismus«. Ich erwähne in diesem Zusammenhang die Ethnologen, denn nehmen Sie als Beispiel Lévi-Strauss, seine Theorie des Inzessverbots, vollständig auf der erwachsenen Ebene angesiedelt. So ist das hauptsächliche Inzessverbot bei Lévi-Strauss das Verbot des Geschwisterzests, was belegt, dass es sich um Erwachsene gleichen Alters, einzig um die Welt der Erwachsenen handelt. Es existiert da sicherlich ein postkartesianisches Vorurteil, ein Erwachsenen-Zentrismus, der nicht so schnell abzuschaffen ist.

Ich habe in einem kurzen Text, der vor diesem Vortrag herumgereicht wurde, zwei Sätze einander gegenübergestellt: denjenigen von de Beauvoir, »Man ist nicht als Frau geboren, man wird es«, aus *Das andere Geschlecht* (1949) und den von Freud, aus der *Neuen Folge der Vorlesungen* (1933a, S. 124), »Der Eigenart der Psychoanalyse entspricht es dann, daß sie nicht beschreiben will, was das Weib ist, – das wäre eine für sie kaum lösbare Aufgabe, – sondern untersucht, wie es wird«.

Über den Vergleich dieser beiden Sätze lässt sich vieles sagen. Zunächst natürlich, dass de Beauvoir 1949 es nicht für notwendig hält, eine Aussage Freuds zu zitieren, die doch ihrer eigenen recht nahe kommt. Recht nahe, aber selbsterstndlich verschieden; aber trotz allem ein Vorläufer ihrer Aussage.

Worin sind sich die beiden Aussagen nahe, worin sind sie einander fern? Sie sind einander fern durch die Tatsache, dass sich de Beauvoir gewissermaßen »naturalistischer« zeigt als Freud. Sie lässt »Frau« als ein Wesen gelten, als etwas

Gegebenes, als eine Art Natur, etwas unmittelbar Gegebenes, das man natürlich subjektiv aufnehmen muss, um es zu werden oder um es abzulehnen. »Sie wird es.« Ganz anders bei Freud, das ist ganz außergewöhnlich in dem Sinn, als keine Aussage völlig widersprüchlich ist. Freud sagt uns: »Sie wird zu dem, was wir nicht definieren können.« In gewissem Sinne ist Freud existentialistischer als Simone de Beauvoir. Man könnte beide auch innerhalb des Streits um die »Nachträglichkeit« ansiedeln. Auf der einen Seite bei de Beauvoir die rückwärtige Deutung, die Allmacht, nachträglich den Sinn der Vergangenheit ändern zu können, die »Neusinngebung/resignification«; so lauter bereits die Jung'sche These des *Zurückfantasiens* [i. O. deutsch]. Auf dieser Linie liegt das »Performative«, Gender als etwas Performatives, sagen gewisse Feministinnen. Und auf der anderen Seite bei Freud ein unterschiedener Determinismus, der übrigens am Ende des Kapitels über die Weiblichkeit der *Neuen Folge der Vorlesungen* bestätigt wird. Freud behauptet dort grob karikierend und nicht sonderlich nett, die erwachsenen gewordene Frau sei von einer »psychischen Starrheit und Unveränderlichkeit«, der er bei den jungen Männern gleichen Alters nie begegnet sei. Für diese Behauptung überlasse ich ihm alleine die Verantwortung.

Man könnte also in Bezug auf die Nachträglichkeit eine Kluft in der Sichtweise von de Beauvoir und Freud feststellen, zwischen der »rückwirkenden Veränderung«, also der Wirkung der Zukunft und der Gegenwart auf die Vergangenheit, und der »aufgeschobenen Wirkung«, einem Determinismus, und sei er verspätet, der Gegenwart durch die Vergangenheit. Über genau diese Kluft habe ich durch die Einführung zweier entscheidender Elemente hinauszugehen versucht: zum einen durch das *Prinzip des Anderen*, das in den beschriebenen Auffassungen gerade nicht berücksichtigt wird, da sie den Rahmen eines *einziges Individuums* nicht überschreiten. Sie bringen die Gegenwart des Anderen in der Nachträglichkeit nicht ins Spiel. Was zum anderen auch fehlt, ist die *Gleichzeitigkeit Kind-Erwachsener*. Ich will damit sagen, dass man das Paar Kind-Erwachsener nicht in erster Linie so betrachten sollte, als ob sie aufeinander folgen würden, sondern als eine Situation, in der sich das eine Individuum in der Gegenwart des Anderen befindet, und zwar ganz konkret in den ersten Lebensjahren, von den ersten Monaten an. Ich meine, darin liegt der Schlüssel zum Begriff der *Nachträglichkeit*: sie nicht mehr aus der Perspektive eines einzelnen Individuum zu betrachten, innehaltend eher man in einem unüberwindbaren Gegensatz gefangen bleibt: Man fragt sich dann, ob das Kind die Ursache des Erwachsenen sei oder ob der Erwachsene das Kind von sich aus neu deuert; also ob der Determinismus der Zeitachse folgt oder ob er im Gegenteil entgegengesetzt zur Zeitachse verläuft. Diesen Gegensatz kann man nur überwinden, wenn man das Individuum mit dem Anderen verbindet, das

Kind und den Erwachsenen, insofern es von ihm Botschaften erhält, die *nicht reine Tatsachen* sind, sondern »zu Überserzendes« (siehe Laplanche, 1999 [1992]). Ich habe also für diesen Vortrag »Gender, Geschlecht, Sexual« *in dieser Reihenfolge* aufgeführt. Vom Menschenkind in dieser Reihenfolge zu sprechen, heißt, das Gender an die erste Position zu rücken. Und damit das *Prinzip vom Geschlechtern als Sozialer Infrage zu stellen*.

Subjektiv, und dazu gibt es nun eine beachtliche Anzahl von Diskussionen und Beobachtungen, gibt es keinen Nachweis dafür, dass das biologische Geschlecht während der ersten Monate vom Subjekt in irgendeiner Weise eindeutig wahrgenommen, erfasst und erfahren wird. Ich verweise hier sowohl auf ältere Texte wie den von Person und Ovesey (1983) als auch auf die Zusammenfassung von Kernberg, in seinem Buch über *Liebesbeziehungen* (Kernberg, 1998) oder auch und vor allem auf das Buch von Roiphe und Galenson über *Die Geburt der sexuellen Identität*, das schon vor einigen Jahren auf Französisch publiziert wurde (Roiphe & Galenson, 1987 [1981]). Das Gender würde, all diesen Autoren und den Beobachtungen zufolge, über die sie berichten – ich kann sie hier nicht zitieren, aber sie sind absolut überzeugend –, demnach zeitlich zuerst bewusst werden, wobei es am Ende des ersten Jahres zu einer beginnenden Stabilisierung kommen würde. Aber – man muss sogleich ein »Aber« anbringen – Gender ist *weder* eine hypothetische zerebrale Prägung, die einer hormonalen Prägung, *weder* eine hormonale Prägung, die einer perinatalen hormonale Prägung, sprechen würde (bekanntlich gibt es eine gewisse perinatale hormonale Prägung, die übrigens schnell verschwindet und die *keinen* Einfluss auf die Genderwahl hat), *noch* eine Prägung im Sinne Stollers, *noch* eine Gewohnheit. All diese Begriffe sind letztendlich ipso-zentriert, wie ich sie nenne, das heißt auf einziges Individuum zentriert.

Wenn es darum geht, Gender zu definieren, ist meiner Meinung nach, und ich stehe mit dieser Meinung nicht alleine da, der entscheidende Begriff »Zuschreibung«.<sup>13</sup> Zuschreibung betont das Prinzip des Anderen in diesem Prozess. Das mag nun zuerst die Anmeldung beim Standesamt, in der Kirche oder an einem anderen offiziellen Ort sein, die Anmeldung mit Zuschreibung des Vornamens, Zuschreibung der Absрамmung usw., sehr oft auch Zuschreibung der Religion. Aber, diesen wichtigen Punkt möchte ich betonen, dieser Prozess ist nicht einmalig, nicht auf eine einzige Handlung beschränkt. Damit grenze ich mich klar ab von all dem, was zum Beispiel über die »Determinierung durch den Namen« gesagt worden ist. Bereits Stekel hat diesem Thema den Boden bereitet, bevor es mit der

Jacanianischen Inflation des Begriffs des Signifikanten eine reils ungerechtfertigte Entwicklung nehmen musste. Dass die Zuschreibung des Vornamens unbewusste Botschaften vermitteln kann, ist das Eine. Aber der »Signifikant« ist nicht allein determinierend. Die Zuschreibung ist ein komplexes Gebilde von Handlungen, das sich in die Sprache und in die bedeutsamen Verhaltensweisen der Umgebung hinein forsetzt. Man könnte von einer kontinuierlichen Zuschreibung oder von einer *Vorschrift* im wahrsten Sinne des Wortes sprechen, so wie man auch von sogenannten »vorschreibenden« Botschaften spricht; die Vorschrift gehört also zur Kategorie der Botschaft, ja ist eine Bombardierung durch Botschaften.

Aufgepasst! Man sagt, »Gender ist sozial«, »Geschlecht ist biologisch«. Aufgepasst bei diesen Terminus »sozial«, denn er deckt mindestens zwei Realitäten ab, die sich verschränken. Zum einen das Soziale oder das allgemein Soziokulturelle. Natürlich erfolgt die Zuschreibung »im Sozialen«, und sei es nur in dieser ominösen anfänglichen Anmeldung, die auf der Ebene der institutionellen Strukturen einer gegebenen Gesellschaft geschieht. Doch schreibt nicht das Soziale in seiner Allgemeinheit ein, sondern die kleine Gruppe der nahen *Sozii*, das heißt in der Tat der Vater, die Mutter, ein Bruder, ein Vetter usw. Die kleine Gruppe der *Sozii* ist es also, die die Einschreibung *im Sozialen* vornimmt, aber es ist nicht die Gesellschaft, die zuschreibt.<sup>14</sup>

Diese Idee von Zuschreibung oder von »Identifizierung als «verändert den Vektor der Identifizierung vollständig». Ich denke, dass es hier eine Möglichkeit gibt, aus der Aporie herauszukommen, die in der so »schönen« und auch so häufig bedachten und kommentierten Formulierung von Freud liegt: »die erste und bedeutsamste Identifizierung des Individuums, die mit dem Vater der persönlichen Vorzeit« (Freud, 1923b, S. 258). Sie wissen, dass Freud dieser schönen Formulierung als bald in einer Fußnote widerspricht, in der es heißt: »Vielleicht wäre es vorsichtiger zu sagen, mit den Eltern, denn Vater und Mutter werden vor der sicheren Kenntnis des Geschlechtsunterschiedes, des Penismangels, nicht verschieden gewertet« (ebd.).<sup>15</sup> Diese ursprüngliche Identifizierung mit dem Vater der persönlichen Vor-

<sup>13</sup> Zu Beginn der *Massenpsychologie* hält Freud fest, »die Individualpsychologie ist daher von Anfang an auch gleichzeitig Sozialpsychologie« (Freud, 1921c, S. 73). Es wird aber schnell klar, dass die »Sozialpsychologie«, von der er spricht, diejenige der Interaktionen mit den Nächsten ist, was ich den engen Kreis des *Sozius* nenne. »Das Verhältnis des Einzelnen zu seinen Eltern und Geschwistern, zu seinem Liebesobjekt, zu seinem Lehrer und zu seinem Arzt« (ebd.).

<sup>14</sup> Eine Kritik dieser absolut rätselhaften und symptomatischen Textstellen findet sich in *Problématisques I* (Laplanche, 1980a), S. 335–337.

zeit, die von gewissen Lacanianern (ich denke zum Beispiel an Florence in seiner Arbeit über die Identifizierung) (Florence, 1978) als sogenannte »symbolische« Identifizierung wieder aufgenommen wurde, wird mehr oder weniger als Matrix des Ichideals betrachtet. Ich stelle einfach die Frage oder ich schlage vielmehr Folgendes vor: Handelt es sich nicht eher um eine »Identifizierung durch« als um eine »Identifizierung mit«? Ich würde mit anderen Worten sagen: »Ursprüngliche Identifizierung durch den Sozius der persönlichen Vorzeit.«

Ich mache eine kurze Verschnaufpause, um Person und Ovesey zu zitieren – denn ich bin nicht der Erste, der eine bestimmte Richtung einschlägt –, also aus ihrem zentralen Artikel zu dieser Frage der Genderidentität zu zitieren. Person und Ovesey kehren die allgemein akzeptierte Abfolge völlig um, wonach das Biologische vor dem Sozialen kommt, und äußern sich wie folgt (Sie werden sehen, inwiefern man dies akzeptieren und inwiefern man es kritisieren, modifizieren kann): »Man kann sagen, dass Gender in der Entwicklung vor der Sexualität kommt und sie organisiert, nicht umgekehrt« (Person & Ovesey, 1983, S. 221). Dieser Formulierung kann ich zustimmen, aber nur teilweise. Sie sehen, dass ich mich in der Frage, was zuerst kommt, ganz auf diese Seite schlage, das heißt, dass Gender vor etwas anderem kommt. Der Terminus »Sexualität« erscheint mir allerdings zu vage, um akzeptiert werden zu können (oder höchstens als eine Art allgemeiner oder zusammenfassender Begriff). Ich für meinen Teil sage also, »Gender kommt vor dem Geschlecht«. Und in Abgrenzung von Person und Ovesey, die sagen: »Gender kommt vor der Sexualität und organisiert sie«, sage ich: »Ja, Gender kommt vor dem Geschlecht. Aber weit entfernt, es zu organisieren, wird es vielmehr durch das Geschlecht organisiert.«

Ich bin versucht, hier auf das Schema zurückzgreifen, das ich »Allgemeine Verführungstheorie« genannt habe. Die Allgemeine Verführungstheorie geht von der Idee der Botschaften des Anderen aus. In diesen Botschaften gibt es einen Code oder eine Trägerwelle, das heißt eine Basissprache, die eine vorbewusste Sprache ist. Mit anderen Worten habe ich nie gesagt, jedenfalls glaube ich, niemals gesagt zu haben, dass es unbewusste Botschaften der Eltern gibt. Ich denke im Gegen teil, dass es vorbewusst-bewusste Botschaften gibt und dass das elterliche Unbewusste wie eine Art »Gerüsch« – im Sinne der Kommunikationstheorie – ist, das die vorbewusst-bewusste Botschaft stört und komprimiert.

Nun ist der Code oder die Sprache, die einem Code entspricht, die Trägerwelle, nicht zwingend immer dieselbe. Bisher habe ich in der Allgemeinen Verführungstheorie, die die Genese des Triebes zu erklären sucht, hauptsächlich den Code der Bindung betont, so wie er durch die Körperpflege vermittelt wird. Die Kommuni-

kation findet also in diesem Fall im Innern der Bindungsbeziehung statt. Hier und heute versuche ich einen zweiten, hypothetischeren Schritt hinzuzufügen, der mit dem vorherigen verknüpft werden muss. Die Kommunikation läuft nämlich nicht nur über die Körpersprache, über die Körperpflege; es gibt auch den sozialen Code, die soziale Sprache, es gibt auch die Botschaften des Sozius: Diese Botschaften sind insbesondere *Botschaften der Zuschreibung des Genders*. Sie vermitteln aber auch etliche »Geräusche«, all diejenigen nämlich, die die nahen Erwachsenen mitbringen: Eltern, Großeltern, Geschwister. Ihre Fantasien, ihre unbewussten oder vorbewussten Erwartungen. Ein Vater kann seinem Sprössling bewusst ein männliches Gender zuschreiben, obwohl er ein Mädchen erwartet hatte, ja er kann sogar den unbewussten Wunsch haben, ein Mädchen zu penetrieren. Dieser Bereich, also das unbewusste Verhältnis der Eltern zu ihren Kindern, ist letztlich sehr schlecht untersucht; und ich denke, dass er nicht nur die Körperpflege, die ersten, in der Regel mütterlichen (aber nicht zwingend nur mütterlichen), Botschaften infiltriert. Diese unbewussten Wünsche infiltrieren auch die Zuschreibung des Genders. Es ist also das Geschlechtliche sowie und hauptsächlich das »Sexuale« der Eltern, das in der Zuschreibung *Gerüsch macht*. Ich sage »hauptsächlich das Sexuale«, denn mir liegt sehr viel an diesem Gedanken, wonach die Erwachsenen in Gegenwart des Kindes vor allem ihre *infantile Sexualität* reaktivieren.

Die Verführungstheorie, so wie ich sie zu formulieren versucht habe, setzt eine Übersetzung voraus, das heißt einen Übersetzungscode. Und natürlich muss man hier beim Geschlecht auf die Suche gehen. Das Gender wird erworben, zugeschrieben, ist aber bis zum Alter von ungefähr 15 Monaten rätselhaft. Das Geschlecht fixiert, übersetzt das Gender im Laufe des zweiten Jahres, im Verlaufe der »frühzeitigen genitalen Phase«, wie Röpke und Galenson sie nennen.

Der *Kastrationskomplex* bildet das Zentrum dieser Phase. Er liefert natürlich Gewissheiten, aber man muss ihn auch infrage stellen, denn diese Gewissheiten sind vielleicht etwas zu eindeutig. Die Gewissheit des Kastrationskomplexes hält sich aufgrund einer Ideologie und Illusion aufrecht. »Die Anatomie ist das Schicksal«, hat Freud gesagt.<sup>16</sup> Dieses Schicksal, sagt er, besteht darin, dass es zwei Geschlechter gibt, die durch den »anatomischen Geschlechtsunterschied« gerrennt sind. Hier aber ist Freud auf den Taschenspielerrück hereingefallen, der darin besteht, eine Verwirrung zwischen *Anatomie* und *Biologie* zu stiften. Er spricht in der Tat zu anderen Zeitpunkten vom »Fels« des Biologischen und macht damit aus diesem Schicksal gewissermaßen ein biologisches Los. Und viele Leute denken, dass sich in diesem Satz »Die Anatomie ist das Schicksal« die

<sup>16</sup> [Freud, 1912d, S. 90; 1924d, S. 400; A.d.U.]

Bekräftigung von Freuds *Biologismus* widerspiegelt. Nun ist aber *Anatomie* nicht Biologie, noch weniger Physiologie und erst recht nicht hormonaler Determinismus. Innerhalb der Anatomie, und ohne Berücksichtigung der anderen Bereiche, finden sich mehrere Ebenen: Es gibt die wissenschaftliche Anatomie, die übrigens rein beschreibend oder dann struktural sein kann, zum Beispiel nach Organystemen geordnet, die Funktion des Geschlechtsapparates wird dann nithilfe seiner Anatomie beschrieben; und es gibt die populäre Anatomie. Nun ist die Anatomie, die ein »Schicksal« ist, eine populäre Anatomie, und außerdem eine wahrnehmungsbedingte, ja sogar rein illusorische. Worin »Wahrnehmungsbedingung«?

Beim Tier, ohne aufrechten Gang, gibt es *zwei äußere Geschlechtsapparate*, die als solche *wahrgenommen* werden, das heißt, für das Auge wahrnehmbar sind; die weiblichen Geschlechtsorgane sind also durchaus wahrnehmbar, sichtbar, und vor allem auch durch den Geruch wahrnehmbar. Für das Tier gibt es also *zwei Geschlechter*. Für den Menschen findet, sobald er aufrecht geht, ein doppelter Wahrnehmungsverlust statt: der Verlust oder die Regression der Geschlechtsorgane. Die Wahrnehmung ist dann auf das reduziert, was Freud manchmal »Inspektion« [i. O. deutsch] nennt, das heißt die reine Visualisierung im medizinischen Sinne des Wortes. Beim Menschen gibt es nicht mehr die Wahrnehmung von *zwei Geschlechtsorganen*, sondern von einem einzigen. Der Unterschied der Geschlechter wird zum »Geschlechtsunterschied«.

Spinoza sagt irgendwo – ich mag dieses Zitat, das scheinbar nichts damit zu tun hat, aber in der Tat perfekt passt, sehr –: »Der Verstand und der Wille Gottes unterscheiden sich ebenso vom Verstand und Willen des Menschen, wie sich der Hund, als Sternzeichen, vom Hund, als bellendem Tier, unterscheidet.« Nun, diese Unangemessenheit von *zwei Dingen*, die tatsächlich nichts gemein haben außer dem Namen, »der Hund als Sternzeichen« und »der Hund als bellendes Tier«, kann man, so würde ich sagen, auf die Frage des Unterschieds der Geschlechter übertragen: Der wahrnehmbare Geschlechtsunterschied, als Zeichen oder als Signifikant, hat praktisch nichts zu tun mit dem biologischen und physiologischen Unterschied Männchen/Weibchen.

Ist diese *Kontingenz nicht ein außergewöhnliches Schicksal?* Durch den aufrechten Gang sind die weiblichen Geschlechtsorgane der Wahrnehmung nicht zugänglich. Und genau diese Kontingenz ist durch etliche Zivilisationen und ohne Zweifel auch unsere eigene in den Rang eines bedeutenden, universellen Signifikanten von Anwesenheit/Abwesenheit erhoben worden.

Ist der wahrnehmbare anatomische Unterschied eine Sprache, ist er ein Code? Gewiss kein vollständiger Code, aber zumindest strukturiert er einen Code, und

zwar einen sehr rigidem Code, der gerade durch das Gesetz des ausgeschlossenen Dritten strukturiert wird, durch Anwesenheit/Abwesenheit. Er ist eher das Skelett eines Codes, aber eines logischen Codes, was ich seit Langem als »phallische Logik« bezeichnet habe (Laplanche, 1980b). Es handelt sich um die Logik von Anwesenheit/Abwesenheit, von null und eins, die in der modernen Welt der Informationswissenschaften einen beeindruckenden Aufschwung erfahren hat. Die Frage nach dem Geschlechtsunterschied führt also zwangsläufig zum Kastrationskomplex.

Studien wie die von Roiphe und Galenson, *Langezeituntersuchungen einer ganzen Population von aus nächster Nähe beobachteten Kindern – vorausgesetzt, man befreit diese Studien von gewissen ideologischen Vorannahmen –*, scheinen die große Allgemeingültigkeit, ja Universalität des Kastrationskomplexes zu bestätigen. Im Unterschied zu Freud ist dieser Kastrationskomplex aber zunächst nicht mit dem Ödipuskomplex verbunden. Roiphe und Galenson sprechen von einer »frühzeitigen genitalen Phase«, einer »Kastrationsreaktion«, die eher eine Reaktion *in Form* des Kastrationskomplexes darstellen würde.

Hier lassen sich nun viele Fragen stellen. Diejenigen zum Beispiel, die ich bereits vor längerer Zeit in einer meiner *Problematiques* mit dem Titel *Kastration, Symbolisierung<sup>17</sup>* aufwarf, als ich die Frage stellte, ob die Universalität des Kastrationskomplexes in seiner rigiden Form, in seinem logischen Gegensatz »phallisch/kastriert«, ob diese Universalität unumgänglich sei, oder ob es nicht flexible, vielfältigere, mehrdeutigere Modelle der Symbolisierung gebe.

Geht die unumgängliche Logik vom ausgeschlossenen Dritten im Aufbau unserer westlichen Zivilisation zwingend einher mit der Herrschaft des Kastrationskomplexes auf der Ebene des Individuums oder der Kleingruppe und somit einer *Ideologie*? Schließlich findet man ja in den Analysen die Erinnerungen, die mit dem Kastrationskomplex verbunden sind, meistens in abgemildeter Form wieder. Abgemildert heißt, dass diese Erinnerungen selbst kompromittiert sind durch das, was sie verdrängen wollen.

Nun ist das, was sie verdrängen wollen, gerade das »Sexuale«. Was das Geschlecht und dessen säkularer Arm, könnte man sagen, der Kastrationskomplex, zu verdrängen suchen, ist das infantil Sexuelle. Es verdrängen, heißt hier, es erzeugen, gerade indem es verdrängt wird.

Ich könnte hier nur wieder aufnehmen, was kürzlich aus einem Dialog mit Daniel Widlöcher zum Thema »Bindung und infantile Sexualität« hervorgegangen

<sup>17</sup> Siehe Laplanche, 1980b, A. d. U.

## Anhang I: Gender und Stoller

ist (siehe »Inzest und infantile Sexualität« im vorliegenden Band). Das infantile Sexuelle, das »Sexuale«, ist der eigentliche Gegenstand der Psychoanalyse. Es isttriebhaft und nicht instinkthaft, gehorcht einem besonderen ökonomischen Prinzip, das die Suche nach Spannungssteigerung und nicht nach Spannungsverminderung darstellt, hat als Quelle das fantasiierte Objekt, als Quelle und nicht am Ende, kehrt die »Objektbeziehung« in diesem Sinn also um; als solches nimmt das »Sexuale« den ganzen Platz in Beschlag und versucht sich dabei immer notdürftig zu organisieren, bis zur Erschütterung der Pubertät, wo das instinktive Genitale sich mit ihm wird auseinandersetzen müssen.

Ich werde diesen Vortrag nun bald beenden, um Raum für die Diskussion, das heißt für die Unsicherheiten zu lassen.

\*

Ich habe einen klaren Rahmen vorgeben wollen, allerdings um Raum für Hypothesen und Unsicherheiten zu schaffen. Einige dieser Hypothesen brechen mit dem, woran gewöhnlich ausgegangen wird.

> Das Gender geht dem Geschlecht voraus, was mit den Denkgewohnheiten, den Spurzillen der Denkroutine bricht, die das »Biologische« dem »Sozialen« voranstellen.

- > Die Zuschreibung geht der Symbolisierung voraus.
- > Von der primären Identifizierung behaupre ich, dass sie, weit davon entfernt, eine primäre Identifizierung »mit« (dem Erwachsenen) zu sein, eine primäre Identifizierung »durch« (den Erwachsenen) ist.
- > Der anatomische Geschlechtsunterschied ist kontingent, wahrnehmungsbedingt, *illusorisch*, und als solcher das wahhaftige Schicksal der modernen Zivilisation.

*Unsicherheiten:* Sie sind zahlreich und ich denke, dass Sie aufwerfen werden. Ich erwähne die Frage, wie sich die beiden Herkunftslien von rätselhaften Botschaften, die ich nun zu definieren versuche, verbinden: Man muss neben der Herkunftsline der Bindung für jene zweite Herkunftsline, die der sozialen Zuschreibung, Raum schaffen. Wie sind in Bezug auf diese doppelte Herkunftsline das Problem der Weiblichkeit und das der »Bisexualität« zu verorten? Welches Verhältnis besteht zwischen dem, was ich zur »Identifizierung durch« vorgeschnlagen habe, und dem Begriff des Ichideals? Ich kann natürlich auf vieles nicht eingehen. Auch nicht auf all die Unsicherheiten, Fragen und Einwände, die Sie erheben wollen.

Ich danke Ihnen.

Ich möchte zuerst *eine Eindrücke festhalten*, die sich aus der Lektüre von Stoller ergeben; Stoller als Forscher und Denker.<sup>18</sup>

Stoller beweist eine eindrucksvolle geistige Unabhängigkeit, die er auch gerne zeigt. Er zögert nicht, seine eigenen Darstellungen zu überdenken und zu kritisieren (beispielsweise in *Presentations of Gender* (Stoller, 1985), Kap. 5, How Biology Can Contribute to Gender Identity<sup>19</sup>). Manchmal macht er sich über sich selbst oder über allzu vollständige Erklärungen lustig. So empfiehlt sich, als Beispiel unter vielen anderen, die Lektüre der Seiten 81ff. von *Perversion* (Stoller, 1975), wo er sowohl nicht-analytische psychologische oder physiologische als auch analytische Theorien auf einen Haufen wirft, um am Ende zu schließen: »Die psychoanalytische Theorie ist das synkretistischste System seit dem römischen Pantheon« (ebd., S. 82, Fn.).

Oder nochmal in *Presentations of Gender* (Stoller, 1985, S. 3f.), wo er den psychoanalytischen Fachjargon kritisiert, nicht ohne zugleich sein Misstrauen gegenüber »Falldarstellungen« (ebd., S. 2, 9) zu äußern: ein Misstrauen gegenüber der Theorie, das allerdings in einen eigenartigen Skeptizismus münden kann: »Ein letzter hoffnungloser Senfuzer: Hat es praktisch irgendeine Bedeutung, ob Perversionen als Neurosen oder als etwas anderes klassifiziert werden?« (Stoller, 1975, S. 101, Fn.).

Auch die allzu simplen biologischen Erklärungen werden nicht ausgespart, insbesondere wenn sie aus Tiersversuchen abgeleitet worden sind (ebd., S. 2ff. über das Erkretionszentrum beim Affen; Stoller verweist hier auf Erklärungen, die die Fantasie berücksichtigen, und betont zugleich, dass die Fantasie nicht weniger neurophysiologisch sei als der Rest). Dergleichen gibt er im oben erwähnten Kapitel 5 von *Presentations of Gender* schließlich dem individuellen Erwerb des Genders den Vorrang vor einem hormonalen Determinismus.

Die Standpunkte Stollers in Bezug auf die Biologie bleiben nichtsdestoweniger zweideutig. Man hat den Eindruck, dass er seine Werke mit Anspielungen auf die sexuelle Physiologie spickt, um das Problem nicht eingehend zu behandeln. Eine der eindeutigsten Textstellen findet sich in *Perversion* (ebd., S. 15ff.), aber am Ende ist die Verwirrung nur noch größer. Stoller geht hier von Freuds Textstelle aus, in der dieser vom »gewachsenen Fels des Biologischen« (*Die endliche und die unendliche Analyse*) spricht, ohne zu bemerken, dass Freud selbst hier ei-

<sup>18</sup> Ich beziehe mich hier auf: Stoller, 1968, 1975, 1985.

<sup>19</sup> dt.: Beiträge der Biologie zur Genderidentität; A. d. Ü.)

nen Taschenspielertrick anwendet, indem er den anatomicischen Unterschied der *wahrnehmbaren äußeren Geschlechtsorgane* mit einem biologischen Unterschied gleichsetzt.

Stoller bezieht sich in der Folge auf den Begriff der Freud'schen Ergänzungsserie, in der »Konstitutionsbedingt« (angeboren, endogen, aravistisch) und akzidentell (erworben, exogen) einander gegenübergestellt werden.

Nun überlagert aber dieser Gegensatz durch eine unzulässige Verschiebung den Gegensatz von biologisch und psychosozial.

angeboren  
erworben  
biologisch  
psychologisch – sozial

Eine solche Überlagerung ist unzulässig und falsch/fehlerhaft: Sie führt eine Rückkehr zu alten Problematischen von Leib – Seele herbei und übersieht:

1. die Tatsache, dass sich das Biologische psychisch äußern kann (der Hünger) und dass das Psychische notwendigerweise eine neurophysiologische Entsprechung hat;
2. die Tatsache, dass es biologische Errungenschaften geben kann, sogar auf individueller Ebene, und dass es »psychosozial« Gegebenes, Vorgegebenes gibt (soziale Kategorien, symbolische Systeme usw.).

Die Kritik an der Simplifizierung oder der unnötigen Komplizierung von gängigen Erklärungen läuft ins Leere, wenn man sie der Simplifizierung gewisser Ausführungen Stollers selbst gegenüberstellt. So sind die Zusammenfassungen, die Stoller von der Freud'schen Theorie macht, so knapp und oberflächlich, dass man sich fragt, ob und wo er Freud wirklich gelesen hat.

So liest man zum Beispiel in Kapitel 8 von *Perversion* (1975, S. 144; A. d. A.) unter anderem: »Er [Freud] betrachtete die Homosexualität, vornehmlich beim Mann, als eine Pathologie in der Lösung des ödipalen Konflikts des Jungen mit dem Vater.« Diese angebliche Zusammenfassung verschweigt die müttrenliche Ätiologie völlig (siehe Freuds »Leonardo«), ja mehr noch, diese Ätiologie wird vom Autor anderer als Freud zugeschrieben: »Andere haben hervorgehoben, dass die männliche Homosexualität, die nach Freud hauptsächlich von der gestörten Beziehung des Sohnes zum Vater herzurührten schien, auf präödipale Störungen der Mutter-Sohn-Beziehung zurückgehen könnte« (ebd., S. 144; Stoller verweist auf »moderne« Autoren, ohne die andauernd wiederkehrende »Leonardinische« Theorie von Freud zu erwähnen).

Das Spöttische und die geistige Unabhängigkeit, die mithin etwas Verführreiches haben, weisen allzu oft auf ein echtes Fehlen von Ernsthaftigkeit hin. Und dies nicht nur in der Art, Freud aufzunehmen, sondern auch im eigenen Denken des Autors. So in der Erklärung der »Perversion«. Der verlockende Titel *Perversion: Die erotische Form von Hass hält nicht*, was er verspricht. Denn der erwähnte fragliche »Hass« hat weder mit dem Todestrieb noch mit der Entbindung etwas zu tun; er wird schließlich eindeutig und für alle Perversionen auf einen vom Knaben empfundenen Rachewunsch zurückgeführt, den er infolge einer in der Kindheit erlittenen Demütigung (»Trauma«) hegt.

- Eine andere Art von Erklärung, auf das Allernötigste reduziert, ist diejenige, die den Transsexualismus auf »Zu viel Mutter, zu wenig Vater« zurückführt (1985, S. 28, 63), also auf eine derart allgemeine und abstrakte Formel, dass man sie in unzähligen Versuchen von Psychogene der Neurosen, Psychosen und Perversionen wiederfinden kann, bis hin zur lacanianischen Verwerfung (ob schon sie Lacan als »lahne Antwort« von vorneherein kritisiert hat; vgl. Lacan, 1966, S. 577).
- In die gleiche Art von theoretischen Taschenspielertricks ist auch die Antwort auf die Frage einzutordnen: Auf welchem Weg wird die Weiblichkeit vermittelt? »Ich weiß es nicht ... aber vielleicht durch den liebenden Blick, »Auge in Auge«. Vielleicht leben sich insbesondere auf diesem Weg die Knaben an der Weiblichkeit ihrer Mutter, verschmelzen damit, spüren, dass sie ein Teil davon sind« (1985, S. 33).
- Eine andere Ausflucht, von der er Gebrauch macht, je mehr sich Kritiken gegen seine Theorie anhäufen, besteht darin, einzugestehen, dass das, was er beschreibt (der »primär Transsexuelle«; der »sehr feminine« Knabe), ein extrem seltener Fall sei, der vielleicht nie existiert habe (ebd., S. 40ff.) oder nur ein Phantombild darstelle.

\*

Steigen wir in die *Frage des Genders* ein, ohne zu vergessen, was Stoller als Bezugspunkt dient: die Rede von erwachsenen Transsexuellen und – in einem gewissen Maße – die Rede und/oder das Verhalten der »sehr femininen Knaben«.

Diese Rede behauptet: »Ich habe eine Frauenseele in einem Männerkörper.« Eine Rede, die, wenn man sie buchstäblich nimmt, das *Gender* im Psychologischen, im Glauben und das *Geschlecht* als rein somatische Realität verortet. Gender wäre dann der subjektive Aspekt, das Bewusstsein des Geschlechts.

Dem schließt sich Stoller nur teilweise an, auch wenn er manchmal diese Di-chotomie von Leib – Seele aufrechterhält.  
Eine rautologischere, aber vielleicht interessantere Definition findet sich in *Presentations of Gender* (ebd., S. 10f). Gender wird hier definiert als der Glaube oder das Gefühl der Zugehörigkeit zu einem der beiden Geschlechter. So glaubt der Transsexuelle nicht, dass er dem weiblichen Geschlecht angehört, sondern dem weiblichen *Gender*. Man sieht, dass wir zu verschiedenen, konvergenten Ideen hingezogen werden: »einer Menge von Glaubenssätzen« und »Überzeugungen«; dem Gefühl, einer Gruppe anzugehören (eine der beiden großen menschlichen Gruppen); schließlich einem Element, das sich auf der Seite des Subjekts oder des Ichs befindet, nicht auf der Seite des Objektes oder der »Objektwahl«.

(Das ist mein Kommentar und nicht derjenige von Stoller: Die »Wahl« des Genders ist, selbst wenn sie mit der »Objektwahl« korreliert ist, davon grundverschieden. Erinnern wir uns an Freuds Grundformel im Fall Schreber: »Ich (ein Mann) liebt ihn (einen Mann)«; in dieser Formel kann »Ich« ein Mann oder eine Frau sein (oder sich so betrachten); das ist die Frage des Genders. Dann führt Freud in der Formel der Homosexualität nach Leonardo noch folgende Verbindung ein: Mutter – liebt – Leonardo.

Leonardo – liebt – einen Knaben nach dem Bild des Kindes Leonardo.  
Aber Leonardo wird deshalb nicht mit dem Gender der Mutter identifiziert, obwohl er deren Platz einnimmt.  
Die Genese des *Gender* ist also offensichtlich völlig unabhängig von der Genese der Objektwahl.)

Kommen wir nun zur Ätiologie, die Stoller am Ursprung der Genderidentität annimmt.

In *Presentations of Gender* (ebd., S. 11f.) fasst Stoller diese Ätiologie mithilfe von fünf Faktoren zusammen:

1. eine biologische Kraft,
2. die Beschreibung des Geschlechts,
3. elterliche Einstellungen (die Art und Weise, wie das Kind wahrgenommen und erzogen wird),
4. »biopsychische Phänomene«,
5. das sich entwickelnde Körper-Ich.

Manche dieser Faktoren heben sich auf oder gruppieren sich neu:  
6. »Das sich entwickelnde Körper-Ich« entspricht den verschiedenen Selbstwahrnehmungen des Kindes von seinem geschlechtlichen Körper (ebd.,

S. 14). Nun schaltet Stoller diesen letzten Faktor beim Kleinkind als neben-sächlich aus: »Sogar wenn die Anatomie fehlerhaft ist [...], entwickelt das Individuum ein unzweideutiges Gefühl, männlich oder weiblich zu sein, wenn nur die Geschlechtsbeschreibung und die Erziehung unzweideutig sind« (ebd.). Da die Faktoren 2 und 3 von Stoller zudem oft zusammen genommen werden (Zuschreibung und elterliche Haltung), sind noch drei Faktoren zu diskutieren:

#### A. Die biologische Kraft

Der genetische und hormonale Einfluss auf die Genderwahl wird Schritt für Schritt diskutiert: Man kann diesen Einfluss in der Tat auf zwei verschiedene Arten verstehen. Die (experimentell mehr oder weniger diskutablen) Idee einer hormonalen Determiniertheit des »Gehirns« kann theoretisch zum Ausdruck kommen:  
 ➤ entweder direkt als männliche oder weibliche »Psyche« – nichts beweist dies (siehe die beiden Anmerkungen in: ebd., S. 22 und 23);  
 ➤ indirekt durch den Determinismus, also das »Gebärmutter«, der anatomischen Erscheinung. Wir werden also auf unseren Faktor verweisen: Zuschreibung + elterliche Einstellungen. Dieser zweiten Option neigt offensichtlich Stoller zu. Ich kann nur auf die ausführliche Falldarstellung mit Karamane verweisen, die in Kapitel 5 vorgestellt wird: »Wie die Biologie zur Genderidentität beitragen kann.«

Bleiben also nur noch die Faktoren B (biopsychische Phänomene) und C (Zuschreibung + elterliche Einstellungen) übrig. Da für Stollers eigene Theorie hauptsächlich B bleibt, beginne ich mit diesem Faktor.

#### B. Unter dem Begriff »biopsychische Phänomene«

In Wirklichkeit baut die ganze Theorie auf der *Symbiose* auf, auf die immer wieder Bezug genommen wird. Man findet sie auf S. 16ff. und S. 25ff. (1985, Kapitel 3, »An Emphasis on Mothers«); aber ebenso zum Beispiel in *Perversion*, Kapitel 8 (1975, »Symbiosis Anxiety and the Development of Masculinity«).

Den hauptsächlichen Bezugspunkt stellt die Theorie von Margaret Mahler dar, wobei es uns in Frankreich schwerfällt, sich vorzustellen, welchen Einfluss dieses Denken auf das angelsächsische Denken seit 1952 und fast bis heute ausgeübt hat.

Margret Mahler leitet, kurz gesagt, von der Beobachtung *autistischer* und *symbiotischer* Kinder die Behauptung ab, dass jedes Kind in seiner Entwicklung norwendigerweise diese beiden Phasen durchlufe; Phasen, auf die das Subjekt in der Folge regredieren könnte. Eine normale Entwicklung setze hingegen eine »Separation-Individuation« des Kindes gegenüber der Mutter voraus; diese Entwicklung hat M. Mahler dann selbst in vier Subphasen unterteilt.

Sicher hat diese Theorie in Frankreich einen gewissen Einfluss ausgeübt. Aber sie ist sehr früh und nachdrücklich kritisiert worden, sowohl als eigene Theorie als auch aufgrund ihrer Nähe zur Freudischen These eines ursprünglichen Narzissmus im wörtlichen Sinne, eines Narzissmus also, der von den ersten Tagen an existieren soll. Ich kann hier nur auf einige Etappen dieser Kritik hinweisen (Laplanche & Pontalis, 1972 [1967], S. 320–323; Laplanche, 1980a, 1980b, 1980c, 1981, 1987, 2011 [1987], siehe darin insbesondere auch die Kritik an Winnicott's Idee eines »ersten Nicht-Ich-Besitzes«, der eine ursprüngliche Undifferenzierung zwischen Mutter und Kind voraussetzt; ebd. S. 124; Gorrais, 1987).

Eine sehr viel neuere Kritik, die sich auf die Kinderbeobachtung stützt, findet man bei Martin Dornes, mit einem Bündel von Argumenten, die er heranzieht (Dornes, 1997, Kap. 5). Dieser Text macht die Vorstellung einer primitiven symbiotischen *Phase* beim Kind zunichte und lässt höchstens symbiotische *Momente* bei gewissen Kindern gelten.

Die Art, in der Stoller dem Mahlerismus folgt, ist allerdings sehr speziell:

1. Er kümmert sich überhaupt nicht um die »autistische Phase«.
2. Er behauptet, dass es im Prozess von der Symbiose zur Separation-Individuation eine besondere Symbiose gebe, die mit dem Gender zu tun hat und von der *allgemeinen Symbiose verschieden* sei. Anders gesagt: Bei »primär Transsexuellen« könnte sich der Knabe von der Mutter trennen und in allen übrigen Bereichen völlig unabhängig von ihr werden, *ohne* dass es ihm aber gelinge, *sich von der Weiblichkeit der Mutter zu trennen* (1985, S. 16ff.).

Und wie, durch welche Art von Verschmelzung, geht nun diese Weiblichkeit von der Mutter auf den Sohn über (ebd., S. 66): »Ich weiß es nicht [...], vielleicht durch den Blick, Aug in Auge, wie bei Verliebten.«

Von der Ätiologie, so haben wir gesehen, heißt es, dass sie immer wieder auf ein »zu viel Mutter, zu wenig Vater« zurückgeführt wird, in einer Allgemeinheit, in der Stoller als guter »Wissenschaftler« Elemente der Vorausagbarkeit finden möchte (ebd., S. 33f.: »Wenn eine Mutter so ist, wird ein Sohn so. Wenn ein Sohn so ist, kommt es davon, dass seine Mutter so gewesen sein muss«). Nun stößt sich diese Vorausagbarkeit unter anderem an der Tatsache, dass man praktisch nie den

exemplarischen Fall findet, in dem der Sohn »so ist«, das heißt ein rein »primärer Transsexueller«. Auf Seite 41 gestreift Stoller ein, dass 1. die Fälle dieser »sehr femininen Knaben« eine kleine Minderheit darstellen, die man nicht mit den Homosexuellen verwechseln darf; 2. er nie einen solchen »sehr femininen Knaben« bis zum Moment beobachten konnte, in dem er sich in einen »primären Transsexuellen« verwandelt hätte; 3. (ebd., S. 41, Fn. 12) kein einziger der von Richard Green dokumentierten Fälle sich in einen »primären Transsexuellen« verwandelt habe. Und wenn Stoller anhand eines Falles die »Vorausagbarkeit« zu beweisen versucht (ebd., S. 38ff.), handelt es sich um einen Knaben, der sich erst mit dreidreivierter Jahren als Mädchen zu kleiden beginnt und dessen Beschreibung völlig im Widerspruch steht zum oben beschriebenen »Typus« (oder Phantombild) (ebd., S. 19ff.).

### Zum Schluss

Die Stollersche Erklärung der Genderidentität bricht an allen möglichen Seiten zusammen:

1. Die Mahler'sche Grundlage wird bestritten. Schon in der Diskussion mit Stern (1985, S. 39, Fn. 9, S. 39f.) sieht man, wie viele »zusätzliche Hypothesen« Stoller dem Leser unterbreiten muss, um eine Theorie zu »retten«, die durch die Fakten widerlegt wird. Nun, da diese Grundlage zusammenbricht (eine Diskussion, auf die ich hier nicht zurückkomme), bricht auch die ganze Stoller'sche Ätiologie zusammen.
2. Die latente Idee, wonach gilt: Symbiose = Identifizierung, ist über dieses sehr fragwürdig. Auf jeden Fall setzt das biologische Modell der Symbiose Komplementarität voraus, nicht Assimilation. Warum sollte für eine »psychische Symbiose« etwas anderes gelten?
3. Angenommen, es gibt eine primäre Identifizierung mit der *Mutter* (durch Symbiose oder ohne eine solche), warum sollte dies eine primäre Identifizierung mit der *Frau* sein? Oder gar mit der *Weiblichkeit*, die einen sehr ausgearbeiteten Zug darstellt?
4. Warum sollte es eine »Desidentifizierung« (ein Begriff von Greenson<sup>20</sup>) oder eine Separation-Individuation (Begriffe von Mahler) geben, die auf

<sup>20</sup> [Auf Französisch »désidentification«. Im englischen Original von Ralph R. Greenson »Disidentifying from Mother«, deutsch übersetzt in Greenson (1982) als »Beendigung der Identifizierung mit der Mutter« A.d.U.]

allen Ebenen erfolgreich wäre *außer* auf der Ebene des Genders? Wie soll man sich eine solche Spaltung vorstellen (ebd., S. 40f.)?

Das Auftreten von männlichen und weiblichen Zügen geschieht in dem Moment, in dem das Kind beginnt, sozialisiert zu werden (Ende des ersten, Beginn des zweiten Jahres). Wer wird vom frischgeborenen Säugling sagen, dass er eher männlich als weiblich sei (auch wenn *wir* projizieren: »Es ist wirklich ein Junge!«).

Stoller stehen dennoch immense Verdienste zu:

1. das frühzeitige Auftreten der Genderidentität betont zu haben;
2. dass er in seinen hellichtigsten Momenten (ebd., S. 73ff.) die Genderidentität zurückführt hat auf die komplexe Einheit bestehend aus der »Zuschreibung« und den »unendlichen Borschaften, die die Einstellungen der Eltern über den Körper und die Psyche des Kindes widerspiegeln« (man sieht hier eine mögliche Öffnung hin zur Allgemeinen Verführungs-theorie). Schlussendlich verbleibt von den Punkten A, B und C einziger jenerjenige, den wir C genannt haben (Faktoren 2 und 3 seiner ätiologischen Reihe).

Im sehr wichtigen Schluss von Kapitel 5 (ebd., S. 73–76) wirrt Stoller sehr vehement den Gegenbeweis an gegen den *direkten hormonalen Determinismus des Genders*: Hormone, selbst wenn sie in hoher Dosis gegeben werden, haben im Allgemeinen nur leichte oder mäßige Änderungen des Genderverhaltens zur Folge. Auch wenn Stoller skeptisch, wie er sich oft gibt, mit einem *non liquet* endet, neigt er doch zur psychischen, zur relationalen Hypothese (ebd., S. 75f.).

## Anhang II: Das linguistische Geschlecht<sup>21</sup>

In den nachstehenden Erörterungen werden wir das *Geschlecht*, das für die Analytiker, Psychologen und ganz allgemein die Geisteswissenschaftler Fragen aufwirft, als das *Geschlecht (S)* bezeichnen. S steht hier für »sexologisch«. Wir schla-

gen diese Präzisierung vor, um in allen Fällen, in denen eine Verwirrung droht, das »Geschlecht (S)« vom linguistischen Geschlecht oder »Geschlecht (L)« zu unterscheiden. Wir wissen sehr wohl, dass wir durch die Einführung dieses (S) die Unterscheidung Gender-Geschlecht-Sexuales teilweise wieder infrage stellen. Wir haben aber auch nie die Absicht gehabt, aus dieser Unterscheidung eine mes-scharfe Kategorisierung zu machen (hier könnte man es sagen). Das Eigentliche des Genders, wir wiederholen das in Zusammenhang mit der Zuschreibung, ist es, begrifflich »ureine«, das heißt größtenteils unbewusste Inhalte zu transpor-tieren, die das Geschlecht und die Sexualität berühren.

1 – Das führt uns nun zu einem wichtigen Exkurs in die Linguistik. Warum sich auf etwas einlassen, das als Abschweifung erscheinen mag?

- a) Die feministische (und antifeministische) Schlacht hat sich teilweise um das Geschlecht (L) herum kristallisiert. Jenseits der Aspekte, die anekdotisch und etwas lächerlich erscheinen, insbesondere der Absicht, mentale Ein-stellungen ändern zu wollen, indem man die Sprache künstlich verändert,<sup>22</sup> gilt es hier den Begriff der »symbolischen Systeme« ernst zu nehmen, die ihre Herrschaft durchsetzen, insbesondere die »männliche Herrschaft« (Bourdieu).

b) Das Geschlecht (L) geht hauptsächlich aus der gesprochenen Sprache [i. O. »langage«; A. d. Ü.] oder genauer: aus dem Sprachsystem [i. O. »langue«; A. d. Ü.] hervor.<sup>23</sup> Wenn wir dazu neigen, in der Zuschreibung des Ge-schlechts (S) einen Akt des *Wortes* (eine Borschaft) und in der Annahme des Geschlechts einen Prozess zu sehen, der als Übersetzung einer Borschaft verstanden werden kann, ist es umso dringlicher, die *Unterscheidung* dieser beiden Arten von Geschlecht (S und L) festzuhalten, deren Ähnlichkeiten uns auf falsche Fährten zu führen drohen.

2 – Schließlich scheint das Geschlecht (L) durch unzählige Varianten und kom-plexe historische Entwicklungen hindurch (die wir in keiner Weise zu fassen

<sup>21</sup> Auf einem anderen Gebiet ging der Versuch von Roy Schafer, eine »neue Sprache für die Psychoanalyse« zu schaffen, in die gleiche Richtung. Vom Moment an, in dem Analyti-ker und Analystand übereinkommen würden, das Substantiv »das Unbewusste« oder das Adjektiv »unbewusst« [frz. »inconscient«; A. d. Ü.] durch das Adverb »unbewusst« [frz. »in-conscientment«; A. d. Ü.] zu ersetzen, wäre mehr als der halbe Weg zur Befreiung aus der Entfernung zurückgelegt (siehe Oppenheimer, 1984, S. 467).

<sup>22</sup> [Im französischen Original »langage«=gesprochene Sprache/Sprechen vs. »langue«= Spra-che; A. d. Ü.]

behaupten) in Richtung einer Logik des ausgeschlossenen Dritten zu tendieren, die unweigerlich die binäre, ausschließende Logik des Kastrationskomplexes evokiert (phallisch – kastriert; oder: phallisch – und alles andere). Was sich insofern unserer Meinung nach abzeichnetet ist, dass sich die Problematik des Geschlechts (L) keineswegs auf derselben Ebene wie das Geschlecht (S) befindet, sondern zumindest tendenziell eher dem zu entsprechen scheint, was ich »Geschlecht«<sup>24</sup> nenne: also das, was das Geschlecht (S) übersetzt und einordnet.

- 3 – Die beiden Autoren, auf die wir uns beziehen (auch wenn wir dadurch die herangezogene Literatur erweitern müssen), sind:
  - Corbett, Greville (1991): *Gender*<sup>25</sup>,
  - de la Grasserie, Raoul (1898): »La catégorie psychologique de la classification, révélée par le langage«.

Es besteht kein Zweifel daran, dass die Spanne von nahezu 100 Jahren, die beide Autoren trennen, Corbett in Bezug auf die Informationslage, die linguistische »Wissenschaftlichkeit« usw. überlegen zeigt. Und doch fällt einem bei Corbett trotz der Fülle seines Materials unweigerlich auf, wie technizistisch eingeprägt und beschränkt sein Zugang ist.

Dies kommt von Anfang an in einer Einschränkung der Problematik des Geschlechts zum Ausdruck, das (nach Hockett) eng definiert wird als: »Klassen von Nomina, die auf das Verhalten der ihnen zugeordneten Wörter zurückwirken«. Das Geschlecht ist eine *Eigenschaft des Substantivs*, die *Folgen* hat für die Kongruenz (Kongruenz des Artikels, des Adjektivs, des Pronomens, eventuell des Verbes usw.).

Diese absichtliche/eigenwillige, technologische Einschränkung des Geschlechts verstimmt das Buch von Corbett in seiner antropologischen Dimension:
 

- a) Corbett versagt es sich, zwischen diesem »Geschlecht« im engen Sinne und den Klassen von Nomina aus Sprachen, die *keine Kongruenz aufzuzeigen* (Sprachen ohne Beugung), einen Bezug herzustellen (was de la Grasserie ausgiebig tut). In diesen Sprachen kommt das Geschlecht (im weiten Sinne, den de la Grasserie ihm verleiht: »Die Gruppen von Dingen, die man Geschlecht nennt«; de la Grasserie, 1898, S. 624) zum Beispiel im Vorhandensein von klassifizierenden Wörtern, von Affixen zum Ausdruck.

24 Im französischen Original »sexes«, A.d.Ü.  
25 Das Werk von Corbett ist von Christophe Dejours in meinem Seminar ausführlich untersucht worden.

26 Man sieht also gleich zu Beginn, dass der Begriff der Klasse oder des Genus in der Linguistik keineswegs die Unterscheidung durch das Geschlecht bedingt. Wie Christophe Dejours bemerkt, kann die Anzahl von Geschlechtern (L) von 2 bis zu 20 und mehr variieren, unter denen dann die geschlechtliche Unterscheidung möglich, aber nicht immer vorhanden ist. In unserem Beispiel ist »Baum« ein Geschlecht, wie dies auch für »Insekt«, »Nahrung ohne Fleisch« usw. zutreffen kann.

27 I.O. »poirier«, also ohne das Wort »arbre«, franz. »Baum« gebildet; A.d.Ü.  
28 Ich fasse hier nach Dejours zusammen.

So sind im Chinesischen alle Baumnamen gefolgt vom Artnamen: Baum = *chou* (ebd., S. 598).<sup>26</sup>

Eine Pinie nennt man: Pinie-Baum (*song chou*), einen Birnbaum<sup>27</sup>; Birnbaum-Baum (*bi chou*). Manchmal behält das Affix seine Bedeutung, auch wenn es abgetrennt ist (*chou* alleine bedeutet: Baum), manchmal hat es nur klassifizierenden Wert, wenn es als Affix dasticht (im Algonquin), »da jedes Zweitwort, das ein leeres Wort geworden ist, dazu dient, Klassen von Substantiven zu bilden« (ebd., S. 600). (Das ist etwa vergleichbar mit der Beugungsendung *e* auf Französisch, die das Weibliche markiert: Das abgetrennte *e* bedeutet nichts.)

Dieser ganze Bereich ist von der Untersuchung Corbets ausgeschlossen.

- b) Corbett stellt unnötig komplizierte Probleme auf in Zusammenhang mit dem, was er »die Zuschreibung des Geschlechts« nennt, das heißt »die Art »gemäß der Muttersprachler den Nomina ein Geschlecht zuschreiben [...]«, wie wissen Sprecher, dass »Haus« auf Russisch männlich ist, auf Französisch weiblich und auf Tamilisch sachlich«.<sup>28</sup>

Dies geht so lange gut, solange das Subjekt über ein semantisches Kriterium verfüge. So sei »Haus auf Tamilisch sachlich, weil das Nomennichts Menschliches kennzeichnet«.

Das Problem verkompliziert sich aber, wenn es keine semantischen Kriterien mehr gibt: Warum ist »Haus« auf Russisch männlich?  
Corbett greift in dieser Situation auf »phonetische und morphologische« Kriterien zurück.

Seine Argumentation ist folgende: Es wäre zu kompliziert, dass jedes sprechende Subjekt für jedes Nomenn das Geschlecht zu *lernen* hätte, wenn dieses nicht durch den Sinn festgelegt ist. Es sollte also mehr oder weniger verborgene, formale (phonetische und morphologische) Regeln geben, die von den Linguisten nicht formuliert worden seien. Hier stützt sich Corbett auf gewisse Regelmäßigkeiten (auf Französisch sind Wörter auf »son« weiblich) und auf experimentelle Untersuchungen, in denen man Sprechern einer Fremdsprache

26 Man sieht also gleich zu Beginn, dass der Begriff der Klasse oder des Genus in der Linguistik keineswegs die Unterscheidung durch das Geschlecht bedingt. Wie Christophe Dejours bemerkt, kann die Anzahl von Geschlechtern (L) von 2 bis zu 20 und mehr variieren, unter denen dann die geschlechtliche Unterscheidung möglich, aber nicht immer vorhanden ist. In unserem Beispiel ist »Baum« ein Geschlecht, wie dies auch für »Insekt«, »Nahrung ohne Fleisch« usw. zutreffen kann.

27 I.O. »poirier«, also ohne das Wort »arbre«, franz. »Baum« gebildet; A.d.Ü.  
28 Ich fasse hier nach Dejours zusammen.

entlehnte oder künstlich gebildete Wörter vorgibt, um zu schauen, wie die Zuschreibungen erfolgen.

Man sieht hier, dass das Wort »Zuschreibung« zwei Bedeutungen erlangt hat: Von einer spontanen Zuschreibung durch den Sprecher ist man zu einer Zuschreibung durch den Linguisten oder durch ein Subjekt in einer experimentellen Position gelangt. Gewiss werden bestimmte Regelmäßigkeiten aufgefunden, aber sie vermögen nicht zu erklären, warum der Muttersprachler sich praktisch nie irrt (Corbett, 1991, S. 7). Von daher der quasi mystische Rückgriff auf »verborgene Regeln«.

Der Irrtum von Corbett in Bezug auf das sprechende und eine Sprache erlernende Subjekt scheint mir einfach. Er besteht darin, aus dem Geschlecht eine intrinsische Eigenschaft des Nomens zu machen, »die sich auf das Verhalten der assoziierten Wörter auswirkt«. Nun entspricht das in der Tat gerade der *experimentellen* Situation: Man gibt dem Subjekt ein isoliertes Wort vor: Glas. Nun wird einem aber beim Sprachherwerb (sei dies beim Kind oder beim Erwachsenen) nie »Glas« vorgegeben, sondern immer »das Glas«. Das assoziierte Wort, der Artikel, ist Teil ein und desselben Syntagmas, welches das Subjekt mit einem Mal lernt (es ist ebenso leicht, »das Glas« als »Glas« zu lernen). Man könnte sogar sagen, dass auf Französisch der Artikel genau die Rolle des »Geschlechtsklassifikators« spielt, der weiter oben ausgehend von de la Grasserie definiert wurde: »Das-Glas« verbindet »Glas« mit dem männlichen Geschlecht genau wie »Pinie-Baum« »Pinie« mit der Gattung Baum verbindet.

4 – Ein Wort noch zum Begriff der *Zuschreibung*, der sowohl von den Linguisten in Bezug auf das Geschlecht (L) als auch von den Psychologen in Bezug auf das Geschlecht (S) benutzt wird.

Das Geschlecht (S) bezieht sich auf *Klassen von Lebewesen* oder Menschen, Klassen, die einen gewissen (festzustellenden) Bezug zur geschlechtlichen Fortpflanzung haben.

Die *Zuschreibung des Geschlechts* (L) ist ein *Sprachphänomen*, das ein Nomen (das selbst in der Regel bereits ein Kollektiv ist) in eine Klasse von Nomina einschließt, die bestimmte Eigenschaften haben.

Die *Zuschreibung des Geschlechts* (S) ist ein *Akt der Kommunikation* (vielleicht sogar der Botschaft), der angibt, dass ein Individuum einer Klasse von Wesen angehört.<sup>29</sup>

Dies sind also zwei Gründe, sich nicht von den Wörtern hinreißen zu lassen: Das Geschlecht (S) ist ~~nicht~~ das Geschlecht (L); die Zuschreibung (S) ist nicht die Zuschreibung (L).

5 – Da wir nun das Terrain auf diese Weise geebnet haben, können wir versuchen, positive Schlüsse aus dem Begriff des Geschlechts (L) zu ziehen, indem wir ihn, wie bei de la Grasserie, im erweiterten Sinne als linguistische Klasse verstehen. Diese Folgerungen sind vorläufig und geeignet, durch weitere Informationen bereichert zu werden. So hätten wir insbesondere einen zweiten Artikel von de la Grasserie zu berücksichtigen (September 1904): »De l'expression de l'idée de sexualité dans le langage«<sup>30</sup> (de la Grasserie, 1904). Welche Überraschung, diesen Autor wiederzuentdecken und dann zu sehen, wie er zwischen seinen beiden Artikeln vom allgemeinen Problem der Klassifikation zu einem spezifischen Artikel über die Sexualität übergegangen ist (Freuds *Drei Abhandlungen* stammen von 1905!).<sup>31</sup>

Für meinen Teil werde ich den Begriff des »Geschlechts (L)« im allgemeinen Sinn verwenden als »durch die gesprochene Sprache enthaltene Kategorie der Klassifikation«, was also alle Klassen von Substantiven, von denen de la Grasserie spricht, miteinbezieht, ob die betreffende Sprache nun eine »Kongruenz« kennt oder nicht.

A. De la Grasserie und Corbett sind sich darin einig, dass das Geschlecht (L):  
 ➤ nicht auf das Sexuelle begrenzt ist; die geschlechtliche Klassifikation kann sogar fehlen;  
 ➤ multipel sein kann;  
 ➤ oft eine Kategorie »Überbleibsel« beinhaltet: »Der Rest«.

B. De la Grasserie führt das Geschlecht zurück auf einen »Klassifikationsstruktur«. Er analysiert diesen Instinkt als Umsetzung der »Verwandtschaft unter den Menschen« zu einer »Verwandtschaft unter den Objekten«.

<sup>30</sup> [»Über den Ausdruck der Vorstellung von Sexualität in der gesprochenen Sprache«, A. d. Ü.]

<sup>31</sup> Raoul de la Grasserie, geboren 1839, gestorben 1914. Dr. iur., Richter an verschiedenen Gerichten der Bretagne. Mitglied der Société de linguistique de Paris und verschiedener wissenschaftlicher Gesellschaften. Autor zahlreicher Bücher und Artikel (mehr als 200 Titel) in den Bereichen Recht, Soziologie, Linguistik, Psychologie, Philosophie, zu seiner Zeit einflussreich geschätzt. »Man muss ihn zu denen zählen, die eine neue Philosophie zu gründen versuchen, nicht eine allgemeine, sondern innerhalb jeder einzelnen Wissenschaft, und

<sup>29</sup> Zu bemerken ist, dass in bestimmten Ländern die Geburtsanzeige andere Kategorien betreffen kann als die des Geschlechts (S): Zuschreibung einer Rasse: »weiße Rasse«, religiöse Zuschreibung: »katholisch, islamisch, ohne Religion usw.« Zuschreibung von Rasse und Religion usw.

- Die gesprochene Sprache wäre also ein Entwickler oder ein »Reagens« dieses Instinkts:
- »Das psychische Bedürfnis wird zum grammatischen Bedürfnis« (de la Grasserie, 1898, S. 596).
  - »Die Grammatik übersetzt die Vorstellung/Idee, wie die Vorstellung/Idee das Objekt übersetzt« (ebd., S. 597).
- (Man findet bereits in dieser Vorstellung einer *Verwandtschaft* zwischen den Dingen, eines Übergangs von den Familien von Personen zu den Familien von Dingen etwas, das den Levi-Strauss von *Das wilde Denken* ankündigt.)

- C. De la Grasserie versucht inmitten dieser Vielfalt von oft dichten Klassifikationsordnungen zu schaffen, indem er unterscheidet:
- konkrete Klassifikationen,
  - abstrakte Klassifikationen.

Seine Definition der »*konkreten Klassifikationen*«, wenn man sie buchstäblich nimmt, mag absurd erscheinen. Wie sollten gewisse Völker »sich strikt als Individuelle halten« können? Wie sollte es »Sprachen frei von jeder Klassifizierung« geben? Ist nicht das Substantiv selbst eine Klassifizierung? Wenn das Chinesische das Wort »Bruder« nicht kennt (ebd., S. 598), sondern nur »Älterer« und »Jüngerer«, so hat es doch zumindest diese beiden Klassen!

Was de la Grasserie mit dieser Unterscheidung wohl sagen will, ist,

- a) dass gewisse Sprachen nicht über das Substantiv hinaus, das heißt, nicht zur »Klasse von Klassen« gehen; sogenannte Sprachen »ohne Klassifikation«;
- b) dass (auf einer Ebene, die bereits höher stehend ist als »frei von Klassifikierung«) die *konkrete Klassifikation* sozusagen von Verwandtem zu Verwandtem vorgeht, mitretts Analogie zwischen den Mitgliedern der Klasse (vielleicht auch durch Kontiguität), aber ohne logischen Widerspruch, ohne den Ausschluss unter den Klassen zu erwägen.

Die konkrete Klassifikation wäre »sachlich, nüchtern« (ebd., S. 610). Unseren persönlichen Temini zufolge wäre dies eine Klassifikation der *Verschiedenheit* und nicht eine Klassifikation durch den *Unterschied*. Das wäre meiner Meinung nach ein weiterer Grund für eine Annäherung an Lévi-Strauss, sowohl was den

die über die Feststellung von Fakten hinaus deren Gesetze herauszuarbeiten sowie eine genaue Synthese davon zu bilden suchen« (Carroy, 1903–1909).

Begriff des »wilden Denkens« als auch seine erneute Auffassung des »Tormismus« berüffelt.

- Nach de la Grasserie könnten die konkreten Klassifikationen sein:
  - »objektiv«, darauf zielend, die »Verwandtschaften« unter den Objekten oder Handlungen aufzuspüren (wollen wir sagen: »metaphorisch«?);
  - »subjektiv«, das heißt Klassifikationen, die »auf einen Teil des menschlichen Körpers, entweder als Objekt oder als Werkzeug, oder auf eine Körperbewegung Bezug nehmen« (ebd., S. 608) (wollen wir sagen: »metonymisch«?);

D. Teil II (ebd., S. 610ff) behandelt die *abstrakte Klassifikation*. Gleich zu Beginn (ebd., S. 611) taucht der Terminus »Unterschied« auf, was unsere Hypothese wohl bestätigt: Die *abstrakte Klassifikation* lässt sich mehr oder weniger über Unterschiede ausdrücken oder zumindest zielt sie auf den Unterschied ab.

De la Grasserie schlägt eine Typologie der abstrakten Klassifikationen vor (ebd., S. 614):

- »1. Die *vitalistische Klassifikation*, in: belebt und unbelebt.
2. Die *nationalistische* in: vernunftbegabt und ohne Vernunft.
3. Die *homunistische* zwischen Mensch und Nicht-Mensch.
4. Die *virilistische* zwischen Männern und den anderen Wesen.
5. Die *intensivistische* zwischen stark sein und schwach sein.
6. Die *gradualistische* zwischen dem verkleinerten und vergrößerten Wesen.
7. Die *maskulinistische* zwischen dem männlichen Wesen und allen anderen Wesen.
8. Die *sexualistische* zwischen dem Männlichen, Weiblichen und Geschlechtslosen.«

Corbett, der sich auf de la Grasserie bezieht, macht bezüglich dieser Klassifikation nur verhältnismäßig nebensächliche Einwände.

- E – An de la Grasserie ist unter anderem interessant, dass er zeigt, dass es eine Art *Entwicklung* und historische Tendenz der Klassifikationen gibt. Die »*vitalistische*« (belebt – unbelebt) wäre eine der primitivsten.
- Die »*sexualistische*« Klassifikation wäre im Gegenzug diejenige, zu der die Bewegung der Zivilisation hinstrebt.

»Diese *vitalistische* Unterscheidung ist am besten begründet; wir finden sie, mit anderen kombiniert, in den meisten Sprachen des Kaukasus; sie gründet sich in der

Tat auf die Bewegung, einem der allgemeinsten und wichtigsten physischen Faktoren. Aufgrund ihrer Klarheit ist sie wohl sogar der sexualistischen Klassifikation vorzuziehen; sie umfasst alle Wesen, die sie gleichmäßiger und mithilfe einer positiven Klassifikation aufweilt, während die andere eine negative Kategorie einführen muss, das Sachliche oder das Geschlechtslose, um alle Wesen einzubeziehen; sie hätte deshalb mit Vorteil von zivilisierten Völkern angenommen werden können. Das Gegen teil ist geschehen, die *vitalistische* ist auf Völker niedrigerer Zivilisation beschränkt geblieben, während diejenigen mit höherer Zivilisation die *sexualistische* angenommen haben« (ebd., S. 616).

F – Die *sexualistische* Klassifikation umfasst oft drei Geschlechter (ebd., S. 618): männlich, weiblich, sachlich. Das Sachliche ist dabei das Geschlechtslose und nicht das Unbelebte.

G – Es gäbe somit, immer noch laut de la Grasserie:

- a) eine allgemeine Entwicklung vom »Vitalismus« hin zum »Sexualismus«;
- b) Überlagerungen von Systemen und Überbleibseln, insbesondere im Sexualismus das Überbleibsel von Urbelebtem;
- c) »Aneignungen oder vielmehr Expansionen« (ebd., S. 614) oder »Invasonen« (ebd., S. 618).

Insbesondere »in der sexualistischen Klassifizierung bemüht man sich, vielen Objekten ein grammatisches Geschlecht zu verleihen, die natürlicherweise keines haben«.

Dies geschieht nach zwei Mechanismen:

- »psychologisch«: semantische Analogien (dieses Objekt ist dem Männlichen verwandt, oder dem Weiblichen);
- »morphologisch«: lateinisch sind Wörter mit der Endung *a* weiblich.

H – Ich für meinen Teil schlage folgenden Gedanken vor:

- A Das *sexualistische System* eignet sich am besten für eine strenge Klassifikation mittels *Unterscheidung*: Unterscheidung der Geschlechter; dies vermutlich kraft der binären Logik phallisch – kastiert, für die sich diese Unterscheidung eignet.
- A Paradoxerweise eigner sich dieses Klassifikationssystem auch eher für Gebietszeignungen zwischen den Geschlechtern. So die Aneignung mittels des Unterschieds männlich/weiblich, der zum Beispiel im Französischen fast das ganze Gebiet des Sachlichen besetzt hat. Das heißt, ein Geschlecht jeweils *agentie* (L) = Geschlecht (L) und *genre* (S) = Geschlecht (S); A d. J.]

dehnt sich auf das andere aus. Diese Aneignung geht meistens, wenn auch nicht immer, vom männlichen Geschlecht zu Lasten des weiblichen Geschlechts aus, mit der Anmaßung, das männliche sei das »nicht gekennzeichnete« Geschlecht (Madame le ministre usw.).

Umgekehrt erhebt das weibliche Wort »personne« auf Französisch den Anspruch, nicht gekennzeichnet zu sein – oder auch *Mädchen* auf Deutsch: ist sachlich (L), aber weiblich (S).

Damit kommen wir hier zurück zur Zuschreibung (S): Der Elternteil, der auf dem Standessamt die Geburt *eines Mädchens* meldet, hat nicht die Vorstellung, ein sächliches oder geschlechtsloses *Wesen* zu melden!

Man wird also nur mit äußerster Vorsicht Beziehungen zwischen diesem »Kampf der Geschlechter (L)« und einem »Kampf der Geschlechter (S)« annehmen können.<sup>32</sup> Man könnte allenfalls anführen, dass im »Kampf der Geschlechter (L)« ein gewisser »Maskulinismus« (Klassifikation: das Männliche gegen den »Rest«) zum »objektiven Verbündeten« eines »gewissen Sexualismus« wird (der einzige logische, weil eindeutig phallisch symbolisierbare Unterschied ist der Geschlechtsunterschied) und zugleich »objektiver Verbündeter« des Binarismus oder »digitalen« Systems (eins bis null), dessen heutigen Erfolg wir kennen.

Es bleibt nichtsdestotrotz bemerkenswert, dass der Unterschied männlich-weiblich, kaum dass er erreicht worden ist, schon wieder gerüttelt und versucht zu werden droht. Vorzeichen einer Zerbrechlichkeit der binären Logik? Sieg eines gewissen »gender trouble« (J. Butler)?

<sup>32</sup> Hier im Original: »guerre des genres (L), «guerre des sexes (S); im übrigen Text jedoch jeweils *agentie* (L) = Geschlecht (L) und *genre* (S) = Geschlecht (S); A d. J.]